This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

51638
2.35

HULDSCHINER

NSAMKEIT

Geschichte eines
reinen Thoren

51638
2.35

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Einſamkeit

Von Richard Huldschiner erschienen im gleichen Verlage:

Die stille Stadt. Roman.
Arme Schlucker. Novellen.
Fegefeuer. Eine Geschichte aus den Bergen.

Einſamkeit

Die Geſchichte eines reinen Thoren

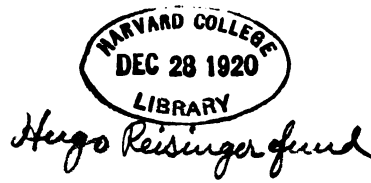
von

Richard Huldſchiner

Neue Ausgabe

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1907

51638.2.35



Alle Rechte
vorbehalten

Meinen geliebten Eltern

Erstes Buch.

(Aus dem Tagebuch des Einsamen.)

1. Juli.

Ich will allein sein, ganz allein. Ich hasse die Menschen! — —

Gestern traf ich den Braune auf der Straße, den Beamten von der Bank. Er lachte hämisch, als er mich sah: „Wissen Sie schon," sagte er, „wir bekommen nächstens eine Verlobung."

„Was gehen mich Verlobungen an. Ich pfeife drauf."

„Ja, ich weiß, Sie pfeifen drauf. Wir alle pfeifen drauf. Aber deshalb wird man doch noch davon reden können. Denn seltsam ist diese Verlobung, das müssen Sie zugeben. Was ging alles voraus! Da geben Sie sich solche Mühe, versäumen keinen Ball, sind immer um 6 Uhr auf dem Johannisplatz, wenn sie kommt, um spazieren zu gehen, Sie rollen die Augen und lächeln freundlich; Sie richten es so ein, daß Sie immer in der Mitte, genau vor dem Denkmal zusammen treffen, Sie lassen sich sogar Ihren Bart so stutzen, wie sie es gern hat; denn Sie wissen, wie sie es gern hat; sie hat sich einmal darüber geäußert; Sie geben ein Vermögen für Blumen aus . . ."

Ich hatte ihn sprechen lassen, weil es mich amüsierte zu sehen, mit welchem Eifer er mir alle diese Dinge beizubringen suchte. Er glaubte, mich recht ärgern zu können; aber er irrte sich. Fiel mir nicht ein, mich zu ärgern, nicht im geringsten. Ich blieb so kalt, als ob er vom Mausergewehr gesprochen hätte. Pah! . . . Aber schließlich unterbrach ich ihn doch. Er wurde mir lästig mit seinem Plappern.

„Vom wem sprechen Sie denn eigentlich?“ sagte ich: „Was gehen mich ihre Geschichten an, Verlobungen und solche Sachen. Sprechen wir lieber vom Wetter. Es ist schön, und ich will morgen eine kleine Reise antreten.“

„So? eine kleine Reise! — Sie haben ganz Recht, wenn ich Zeit hätte, würde ich mit Ihnen kommen. — Aber was ich sagen wollte! Sie hat gar kein Geld, nicht einen Kreuzer, heißt es, und doch hat sich Edmund Wachter um sie beworben. Nun, es ist eben eine Liebesheirat, übrigens auch von ihrer Seite.“

„Sie kommen schon wieder auf Dinge, die mich gar nicht interessieren, ich habe es schon einmal angedeutet, wie Sie sich erinnern werden; lassen Sie doch heiraten, wer da will. Ich heirate nicht.“

„Ja Sie, freilich! Aber an Ihnen liegt's nicht. — Es liegt doch wohl mehr an dem Fräulein. Die ganze Stadt spricht davon. Man wirft ihr Koketterie vor. Zuerst, sagen die Leute, hat sie Sie begünstigt und nun auf einmal zieht sie Ihnen den andern vor, weil er mehr Geld hat.“

„Wer spricht so? mit dem Herrn möchte ich ein

Wörtlein reden. Das ist eine ganz gemeine Verleumdung. Recht hat sie, wenn sie den Wachter heiratet. Niemand nimmt es ihr übel; ich selber am wenigsten, hätte auch keinen Grund dazu; denn unsere Bekanntschaft ist nur eine ganz oberflächliche, hören Sie, Herr Bankbeamter, eine ganz oberflächliche. Und der Wachter ist reich und stattlich und hat eine Stellung, und sie wird ihn lieben. Wie sollte sie auch nicht? Übrigens was geht uns das an? Ich habe schon einmal gesagt, daß mich die Sache gar nicht interessiert. Zudem mache ich demnächst eine kleine Reise; es ist möglich, daß ich schon morgen früh abfahre."

„So! — Aber Sie haben mir doch erst vor wenigen Tagen gesagt, daß Sie wahrscheinlich sogar den ganzen Sommer hier in der Stadt zu verleben gedenken." Er sah mich pfiffig an und lächelte.

„Nun, ich habe meinen Plan eben geändert. Grad' heut früh war das Wetter so schön, und da beschloß ich eine kleine Tour in die Berge zu machen. Vielleicht bleibe ich auch länger fort. — Ja! Vielleicht komme ich auch gar nicht wieder. — Leben Sie wohl."

Ich lüftete den Hut und ging davon. Mir lachte das Herz, daß ich ihn so verblüfft hatte. Ich war ganz Freude durch und durch. Aber der unausstehliche Mensch kam mir nachgelaufen und sagte noch schnell:

„So geben Sie mir wenigstens die Hand zum Abschied, Sie Sonderling. Und teilen Sie mir Ihre

neue Adreſſe mit, damit man Ihnen mal ſchreiben kann."

Ich lief aber ſchon weiter und ſchrie nur noch zurück, daß ich mich ſchön hüten würde, als er doch noch einmal herankam und flüſternd, als ob es ein großes Geheimnis wäre, mir zuraunte:

„Noch eins; die Elſe heiratet ſchon in zwei Monaten."

Dann war er weg, und ich eilte nach Hauſe zu kommen. — Den habe ich ſchön angeſchmiert, ſo dachte ich bei mir. Furchtbar habe ich ihn geärgert, dieſen unangenehmen Schwätzer. Er meinte Wunder wie mich aufzubringen mit dieſen Geſchichten, die mich gar nichts angehen. Pah! Dieſe Verlobung. Ich kenne ja das Mädchen gar nicht. Ein paar mal habe ich mit ihr getanzt, und dann trafen wir uns einige mal auf der Straße, nun ja; das iſt aber alles. Ein x-beliebiges Mädchen, eine von den vielen, mit denen ich in dieſem Winter getanzt. Was will das ſagen! Nein, ich hatte wirklich keinen Grund mich zu ärgern, wie dieſer Braune da merkwürdigerweiſe angenommen hat. Und ich that es auch nicht. — Ja, wenn er wüßte, was damals geſchehen iſt, als wir in dem kleinen Zimmer neben dem Ballſaal hinter dem Palmenverſteck ſaßen. Damals hatte ſie mich geküßt. Ja, wenn er das wüßte! Aber er weiß es nicht; das kann niemand wiſſen. Vielleicht iſt es auch gar nicht wahr. Ich war damals entſchieden betrunken und rede mir nun den Unſinn mit dem Küſſen nur ein. — So iſt's. Es kann gar nicht wahr ſein. — Wie ſollte ſie mich auch geküßt haben! — Sie heiratet ja demnächſt

den Wachter! — Merkwürdig, wie ſchlecht ich aufgelegt war! Und ſogar trotz des ſchönen Wetters. Hatte nicht einmal die Ausrede, daß nur der trübe Himmel auf mir laſtete. Der war noch ziemlich klar. Da ſtand ich nun vor einer Bank der Promenade und ſchaute auf zwei über Kreuz gelegte, abgebrannte Streichhölzer auf dem Sitzbrett, ohne zu wiſſen warum. Was gingen mich dieſe Streichhölzer an? Ich hatte doch wahrhaftig andres zu denken. Zum Beiſpiel an die Vorbereitungen zu meiner Reiſe. Hatte ich nicht dem Braune geſagt, daß ich morgen verreiſen wollte? Wie kam ich nun auf einmal zu dieſer Idee? frage ich bloß. Wohin ſoll ich denn verreiſen und warum nicht lieber hier bleiben, in der Stadt, die um dieſe Jahreszeit immer ganz beſonders ſchön zu ſein pflegt? Ein unſinniger Einfall! . . .

Ich ſah immer noch auf die beiden Streichhölzer, die ganz ruhig dalagen. Und dann ſetzte ich mich hin und redete zu ihnen, ganz wie zu einem Menſchen. Ich war offenbar etwas nervös an dieſem Abend.

Warum ſollte ich nicht verreiſen? fragte ich ſie. Es liegt gar nichts dagegen vor; im Gegenteil, es wird mir wahrſcheinlich ſehr gut thun, ein wenig höher hinauf in das Gebirge zu gehen, zunächſt auf ein paar Monate, in eine Gegend natürlich, wo es wenig Menſchen giebt. Denn es iſt ganz merkwürdig, wie ſehr ich ſeit wenigen Tagen die Menſchen im allgemeinen haßte. Und dabei hatte mir keiner etwas gethan. —

Die Streichhölzer lagen ganz ruhig; je länger ich

sie betrachtete, desto merkwürdiger erschienen sie mir, ich weiß nicht warum; denn sie hatten gar nichts Absonderliches an sich; es waren ganz gewöhnliche Schwefelhölzer, die ein Kind abgebrannt und dann sorgfältig über Kreuz hingelegt hat. Und doch hatten sie einen merkwürdigen Ausdruck; da lagen sie nun vergessen und von den Menschen mißachtet und hatten doch vorher durch ihr lustiges Brennen ein Kinderherz entzückt. Die Spaziergänger liefen achtlos daran vorüber, als ob es gar nichts wäre. Und nur ich empfand Mitleid mit ihrer Verlassenheit. Ich hob sie auf und legte sie dann genau wieder so hin, wie sie zuerst gelegen hatten. Ja, war ich denn allein begabt mit Mitgefühl? Warum gerade ich? Ich hatte doch wirklich anderes zu denken. —

Woran dachte ich doch gerade? . . . Ach so, ja: in zwei Monaten sollte die Hochzeit sein, schon in zwei Monaten. Sieh, sieh! wie die es eilig haben. Sie können es gar nicht erwarten.

Ich stieß die Streichhölzer von der Bank und erhob mich. Es war schon ganz dunkel geworden, und der Laternenanzünder ging von Pfahl zu Pfahl. Es war lustig zu sehen, wie eine Flamme nach der andern sich entzündete. Das war wie ein Feuer, das langsam vorwärts schlich, die ganze Straße hinunter bis zum Bahnhof, der in helle Flammen gehüllt in die dunkler werdende Nacht leuchtete. Von den Bergen war schon nichts mehr zu sehen, alles schwarz und unheimlich. — Es war sehr warm hier unter den Bäumen. Und die wenigen Spaziergänger gingen so

ſtill und gedrückt einher; oder kam mir das nur ſo vor?

Ein kleiner Junge, barfüßig und in Lumpen gehüllt, bot mir Streichhölzer zum Kauf an. Was mich doch heute die Streichhölzer verfolgten! Ich ſchrie den Jungen an und ging weiter. Aber kaum war ich einige Schritte gegangen, als er mir leid that; ich machte Kehrt, um ihm eine Schachtel abzukaufen, trotzdem ich ſchon eine in der Taſche trug. Ich gab ihm eine ganze Krone dafür und ging weiter dem Bahnhof zu. Da kamen mir wieder Menſchen entgegen, ein Liebespaar, wie es ſchien, Arm in Arm. War das nicht . . .?

Ja, ſie waren es. Sie trug einen großen Hut mit Federn, die immer nickten und winkten, bei jedem Schritt, den ſie that. Mir ſtand das Herz ſtill, als ich ſie ſo herankommen ſah! Dieſe verdammte Nervoſität! —

Sie waren gerade unter der Laterne, als wir aneinander kamen. Ah! ſie wird rot! Aber ich, ich bin nicht rot geworden, das möchte ich mit Entſchiedenheit behaupten . . . Komiſch! ich blieb ſtehen, und da that Wachter den Hut herunter, ſo mit einer gewiſſen Verlegenheit, möchte ich beinahe ſagen. Aber es kann auch ein Irrtum von mir ſein. Ich ſtand ſtill und behielt den Hut auf dem Kopf. Da ſetzte er ihn auch wieder auf . . . und ſchon waren ſie vorüber.

Ich ſchaute ihnen nach. Ein ſchönes Paar! Stattlich alle beide! Sie paſſen ſehr gut zuſammen, außerordentlich gut. Sie gingen übrigens ganz ruhig und

gelassen, steif aufgerichtet, ein bischen verlegen immer noch. Denn mein Blick brannte sie im Rücken. Ich weiß, wie unangenehm es ist, wenn man fühlt, daß man scharf betrachtet wird. Man fühlt sich gewissermaßen peinlich berührt; man möchte den Blick mit der Hand wegwischen, wenn es ginge, nur um Ruhe zu haben, und atmet erst wieder auf, wenn man aus dem Bereich des Nachschauenden gelangt ist.

Ich stand noch da, als sie im Dunkel der Kastanienbäume schon verschwunden waren. Dann ging ich in den Bahnhof hinein und auf den Portier zu. Ich grüßte höflich und fragte bescheiden, wann in der Frühe der erste Zug nach dem Norden ging. Der Mann antwortete mürrisch: „um 6 Uhr" und ließ mich stehen.

Um 6 Uhr also fahre ich, das ist eine beschlossene Sache, sagte ich mir noch, dann verließ ich den Bahnhof und ging vor mich hin, durch schlecht erleuchtete Straßen und über den großen dunkeln Viehmarkt.

Auf einmal war ich am Eisack und ging den Fluß entlang. Da ist eine Mauer, die die Stadt vor Überschwemmung schützt, breit und zum Spazieren eingerichtet. Dort setzte ich mich nieder und ließ die Füße über die Mauer hinaus hängen. Es war sehr finster, weil der Mond noch hinter den Bergen stand. Der Fluß rauschte schwer. Er mußte wohl Steine auf seinem Grund mitführen; denn man hörte durch das Schäumen der Wogen hindurch einen dumpfen rollenden Ton. Und es gab Fledermäuse,

die unruhig hin und her flatterten. Vom Bahnhof aber vernahm man Signale und das Pfeifen der Eisenbahnzüge. Noch dunkler als der nächtliche Himmel waren die Berge, die schweigend das weite Thal umstanden. Über dem langen Zug der Mendel wetterleuchtete es. Und der Fluß schäumte wie rasend. Da kletterte ich, vorsichtig alle Fugen und Risse der großen Quadersteine ausnützend, von der Mauer in das Flußbett hinunter, um mir die glühenden Hände zu netzen. Das that wohl. Ich erfrischte mir auch das Gesicht. Dann stieg ich wieder auf die Mauer hinauf und setzte mich still wieder hin.

Wie lang ich da gesessen habe, weiß ich nicht mehr. Die Erinnerung an jene Nacht ist dunkel und unstät. Ich bin auch wohl noch ein paar mal hinuntergestiegen, um das kalte Wasser zu fühlen. Mir war sehr heiß. Dann ging ich heim. Die Straßen waren schon ganz leer. Die Laternen brannten düster; die Flammeu waren zum Teil niedrig geschraubt, zum Teil überhaupt ausgelöscht.

Zu Hause angelangt packt ich einen kleinen Handkoffer und schrieb einen Brief an meine Wirtin. Dann legte ich mich angekleidet auf das Bett, um den Morgenzug nicht zu versäumen. So lag ich da, schlief aber nicht. Ich mußte merkwürdigerweise immer noch an die beiden Streichhölzer auf jener Bank denken ...

3. Juli.

Ich hatte gar nicht geschlafen; es war die höchste Zeit, daß ich die Stadt verließ, um im Gebirge wieder Kraft und neuen Lebensmut zu finden. Und dabei berechtigte mich eigentlich gar nichts dazu, nervös zu sein. Denn gearbeitet hatte ich seit fast einem halben Jahr gar nicht mehr, nicht einen Strich hatte ich geschrieben. Ich konnte also ausgerastet sein, eigentlich, wenn man es genau erwog. Und Geld hatte ich auch, soviel zum Leben nötig war; warum also diese Erregtheit, warum dieses unstäte Gefühl im Kopfe, das mich nun auf einmal aus der Stadt wegtrieb? Ich überlegte zum hundertsten mal und fand gar keinen Grund dafür, aber auch gar keinen. Du hast Geld, sagte ich mir, du bist nicht alt, du bist nicht unbekannt, du tanzest gut und bist grade gewachsen; es ist Sommer, und das Wetter ist grade so, wie du es gern hast. Was willst du also?

Das Mädchen? Pah! Fängst du am Ende jetzt gar schon selber an, dir Dinge vorzureden, die dir so gleichgültig sind, wie dem Bauer eine Symphonie?

Das Mädchen? Warum nicht gar.

Was soll denn auch weiter dabei sein! Sie ist jung, und der Wachter hat ihr gefallen. Er hat auch viel Geld; nun gut! So heiratet sie ihn. Das ist alles. Daß sie mich einmal geküßt hat? Was weiter? Deshalb wird sie doch noch einen andern heiraten können, der ihr besser gefällt? — Nein, es ist wirklich ärgerlich mit diesen Menschen, die sich nur freuen, wenn

ſie jemandem ein recht blödſinniges Gerede anhängen können. O, wie ich ſie haßte, dieſe Baſen und Vettern! Es war nur gut, daß ich ſchon auf der Reiſe war; da konnte ich ſie auslachen. Und ich that es auch in ganz unverſchämter Weiſe. Ich lachte damals ſo recht von Herzen, laut und gellend, daß der Herr, der am andern Fenſter des Coupés ſaß, mich verwundert anſtarrte.

„Ich lache über einen Witz, den ich einmal gehört habe“ ſagte ich in aller Eile, um ihm mein Benehmen zu erklären. „Er fällt mir gerade jetzt wieder ein, wo wir an dem alten Bauernhaus mit den vielen Windeln auf der Altane vorüberkommen. Es handelt ſich in jenem Witz nämlich auch um Windeln. Wollen Sie ihn vielleicht hören?“

Aber nein, er wollte ihn nicht hören. Er ſetzte ſich in ſeiner Ecke zurück und that, als ob er ſchliefe. Ein unhöflicher Patron! Ich lachte immer noch; denn es war mir gerade im letzten Moment wirklich etwas Luſtiges von Windeln eingefallen. Da war alſo eine Bauersfrau in Sarnthal, die die Windeln ihrer Kinder immer in Kaffee abwuſch, weil ihr einmal ein Bauerndoktor geſagt hatte . . . Doch nein, wohin gingen meine Gedanken mit mir durch. Ich wollte ja doch einen Grund für meine ſeeliſche Unruhe auffinden; ganz recht: ſeeliſche Unruhe! Das iſt es. Ein ſchönes Wort. Das ſagt alles.

Und wie ich müde war! Ob ich wohl ſchlafen könnte? Der Zug hämmerte ſo ſtark, daß ich Kopfſchmerzen bekam. Aber auf einmal waren wir in

Waidbruck; und im letzten Augenblick erinnerte ich mich erſt, daß ich hier ausſteigen wollte, um auf die Seiſer Alm zu wandern. Alſo ſchnell heraus! Dem Herrn, der mit mir gereiſt war, ſchrie ich ganz laut zu: „Adieu, mein Herr, hier ſteige ich aus.“ Er that als ob er erwachte und ſah mich mißmutig an, ohne zu antworten. Dann ging der Zug weiter. —

Das war vor vier Tagen, als ich die Stadt verließ . . .

---

17. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich ſo ſchnell hier oben in meiner Sennhütte heimiſch geworden bin. Zuerſt ſchaute der Bauer mich ſo mißtrauiſch an, und ſeine Frau erklärte, daß kein Platz da wäre für einen Fremden. Sogar die Magd war mir feindſelig. Nun, ſie haben ja Recht; die Heuhütte iſt klein genug für ſo viel Leute, von denen jeder ein Plätzchen zum ſchlafen haben will.

Ich erklärte ihnen aber, ich würde nicht lange bleiben, nur zwei, drei Tage; als dieſe Friſt vorbei war, ſagte ich dasſelbe, ohne daß man mir nun noch die Thür weiſen wollte, und nun gehöre ich ſchon ganz zum Hauſe. — Ich will den ganzen Sommer hier bleiben und nichts thun, gar nichts thun, als gelegentlich ein paar Zeilen an dieſen meinen Denkwürdigkeiten ſchreiben.

Denkwürdigkeiten! ein ſchönes Wort! etwas hoch-

trabend zwar für die Erlebniſſe eines nervöſen Mannes, der in einer Sennhütte ſitzt, um ſich von der Stadt zu erholen, aber ſo bezeichnend! Denkwürdigkeiten, alſo Dinge, die würdig ſind, gedacht zu werden. Ha, wie ich lache! Ich will ja gar nicht denken, darum bin ich nicht hier! Aber gut! nennen wir es trotzdem Denkwürdigkeiten! Ich habe wahrhaftig anderes zu thun, als mir wegen eines Wortes den Kopf zu zerbrechen.

Zuerſt muß ich einmal meine neue Heimat kennen; jeden Gipfel will ich zu bezeichnen wiſſen, aus jeder Quelle in der Runde will ich getrunken haben, jeden Felskopf muß ich aus dem Gedächtnis zu zeichnen vermögen. Und das iſt nicht ſo einfach; denn Abwechslung giebt es genug hier oben auf Chriſt. So nennen die Bauern unſere Sennhütte mit der ganzen Gegend, die ſie beherrſcht. Ein guter Name; vielleicht bringt er mir Ruhe. Ich möchte gerne Ruhe haben, viel Ruhe. Drum bin ich ſo froh über die endloſe Waide, die um mich iſt. Rundum nichts als weitauslaufende, ſanfte Wellenlinien, grüne, grüne Wellen, ein Meer! Aber drüben iſt ein Sturmwind in das Meer gefahren und hat ſeine Wogen zu ſchwarzen Furchen aufgeriſſen, zu einer wilden Brandung, die an den gewaltigen Felſen der Dolomithäupter ringsum ohnmächtig zerſchellt. O, dieſe Felſen ſind wie tönender Sang von alten, langvergeſſenen Heldenliedern, die ein blinder Greis, ein Barde mit wallenden Locken, am Herdfeuer ſingt, wenn draußen der Herbſtſturm in den entblätterten Eichen wütet. Sie reden von

Göttern mit mir, von den alten Göttern, die man nicht mehr kennen will, und von tötlich getroffenen Kriegern, die an der Wunde ihres Herzens verbluten müſſen.

Und Wolken giebt es hier oben, Wolken hinter geſpenſtiſchen Gipfeln, wallende Nebelſchleier auf allen Höhen, und rieſelnde Waſſer in allen Tiefen . . .

Und wenn die Sonne ſcheint, dann iſt es, als ob lindernder Wundbalſam auf freſſende Geſchwüre und blutende Riſſe gelegt würde, als ob ein warmer Strom von neuem Leben ſich in alle Adern ergöſſe. —

Ferne Gletſcher aber, milchweiß und dann wieder rot, wenn die Sonne ſcheidet, tauchen am Horizont empor, ein Kranz von fernen Gletſchern, die Schlange, die ſich um die Erde ringelt, die Schlange, deren Schuppen im Sonnenſtrahl fröhlich glitzern.

Und ich bin der Mittelpunkt, um den ſich alles dreht.

Ich bin der Angelpunkt alles deſſen, was mir wert erſcheint.

Denn ich liebe mich. Was habe ich auch als mich?

Und weil ich nichts ſonſt habe als mich, bin ich ſehr beleidigt, wenn man dieſe mir ſo teure Perſönlichkeit etwa mißachtet. Wenn z. B. — ich will einmal den Fall annehmen, trotzdem er außer aller Wahrſcheinlichkeit liegt — wenn alſo ein junges Mädchen mich geküßt und mir geſchworen hat, daß ſie mir treu bleiben würde, und wenn dieſe ſelbe imaginäre Perſon dann ein halbes Jahr drauf trotz alledem einen andern beſſer

ſituierten jungen Mann heiratet, ſo würde ich das durchaus nicht recht finden, durchaus nicht. Aber es hat ja gar keine Gefahr, daß ſo etwas einmal eintritt. Ich ſetzte auch nur den Fall, um zu zeigen, wie leicht man mich verletzen kann. Und ich will mich deshalb nicht einmal entſchuldigen, Gott bewahre mich; ich bin nun einmal ſo, und mein Egoismus geht ſo weit, daß ich es ſogar ſchön finde.

Ich habe mich nun hierher in das Gebirge zurückgezogen, um allen Gefahren, die aus dieſer leichten Verletzlichkeit meines Gemüts entſtehen könnten, aus dem Wege zu gehen, und weil ich ſehr nervös bin. Hier oben giebt es ja keine Menſchen, die mir nahe treten könnten. Denn die Bauern laſſen mich in Ruhe und wünſchen auch von meiner Seite keine Einmiſchung. Jeder macht, was ihm beliebt; es iſt eine reinliche Scheidung. Und wenn der Bauer, der ein junger Kerl iſt, nachts im Heuſtadel ſich zu der Dirn' hinüberwälzt, ſo iſt das ſeine Sache und höchſtens noch die Sache ſeiner Frau. Die merkt aber nichts; ſie hat einen zu feſten Schlaf. Nun gut, das iſt ein Glück, wenn man einen feſten Schlaf hat; ich wollte, ich könnte es von mir ſagen. —

Das liegt aber jedenfalls nur an der ungewohnten Lagerſtatt. Ich ſchlafe nämlich wie die andern, eingewickelt in ein großes Laken, im Heu über dem Kuhſtall. Es iſt da ſehr warm, und der Dunſt, der von dem trockenen Almengras und den dampfenden Tieren aufſteigt, drohte mich zuerſt zu überwältigen. Man muß ſich an alles gewöhnen.

Da liege ich nun zumeiſt wach. Durch die Ritzen des ſchadhaften Daches über mir ſieht der nächtliche, beſternte Himmel herein. Die Kühe unten im Stall bewegen ſich im Schlaf und klirren mit den Ketten. Man hört ganz deutlich, wie ſie ſich an den Pfoſten reiben und auf dem Lagerſtroh herumwälzen.

Neben mir ſchnarchen die Schläfer, der Bauer und die beiden Weiber. Er liegt ganz an der Wand; aber einmal merkte ich, trotz der Dunkelheit, daß er über ſein Weib hinwegſtieg und ſich neben die Magd legte. Sie tuſchelten zuerſt mit einander; dann aber drängte ich mich von ihnen fort, an meine Wand; was gehen mich fremder Menſchen Angelegenheiten an! — Übrigens kommt es jetzt jede Nacht vor. Sie haben es aufgegeben, mich als einen Aufpaſſer zu betrachten, und leben nun, wie ſie es gewohnt ſind. Es iſt eine ſchöne Harmonie zwiſchen ihnen. —

---

19. Juli.

Geſtern fand ich in der Tiefe meines Koffers zwiſchen Taſchentüchern verſteckt, einen weißen Handſchuh, und zwar offenbar von einer weiblichen Hand herrührend. Ich habe mir den Kopf zerbrochen um zu entdecken, wie er wohl in meinen Beſitz gekommen ſein mag. Er roch noch nach einem gewiſſen Veilchenparfüm, das ich im Winter auf den Bällen unter

andern Gerüchen immer herauszufinden vermocht hatte. Demnach ſtammte er alſo von der Trägerin jenes Parfüms, einer jungen Dame, die mir übrigens ganz gleichgültig iſt; ich weiß nicht einmal, ob ich ſie in dieſen Zeilen ſchon erwähnt habe. Oder doch?

Ich wurde ſehr wütend, als ich nun plötzlich dieſen Handſchuh entdeckte. Was ſoll er mir? In der Eile muß ich ihn eingepackt haben, als ich damals Bozen verließ. Ich war wohl ſehr zerſtreut in jener Nacht vor der Abreiſe.

Es iſt ein kleiner Handſchuh, nicht übel in der Form, mit etwas beſchmutzten Fingerſpitzen; beim Tanzen ruiniert man dieſe eben zuerſt. Er riecht ganz fein nach Veilchen; ich muß geſtehen, daß ich ihn an die Naſe führte, um dieſes Parfüm zu konſtatieren; ich habe es nämlich eine zeitlang gerne gerochen; aber nun mag ich es nicht mehr; im Gegenteil, ich haſſe es ſogar. Dieſe plötzliche Abneigung iſt bei mir nichts ſeltenes; ich erinnere mich noch ſehr genau daran, daß ich früher für's Leben gern friſche Feigen gegeſſen habe, bis ich einmal, ohne es zu wiſſen, in eine ſolche Frucht biß, die innen ganz verſchimmelt war; ſeither habe ich keine Feige mehr angerührt. Ebenſo geht es mir jetzt mit dem Veilchengeruch.

Als ich darum den Handſchuh entdeckte, wurde ich ſehr zornig, warf ihn auf den Boden und trat ſogar einmal darauf; dann ging ich an das Fenſterchen der Stube und warf ihn hinaus; ich ſah ihm nach; er fiel in das kleine Rinnſal, das ſich weiter unten

in den großen, ziemlich reißenden Saltariabach ergießt. Es war ganz luſtig zu beobachten, wie die Strömung den Handſchuh erfaßte und nun langſam forttrieb. Aber kaum hatte ich ein paar Minuten zugeſehen, als plötzlich eine ſchreckliche Unruhe über mich kam. Ich lief hinaus und ſchrie nach dem Bauern. Aber es war niemand da als der kleine Hüterbub', der meiſt bei ſeinen Schafen oben unter den Roßzähnen hauſt. Dem verſprach ich einen Gulden, wenn er mir den Handſchuh wiederbringen würde, ganz die Geſchichte aus der Ballade von Schiller. Er machte ſich gleich auf die Suche, hat ihn aber erſt heute ganz zufällig gefunden, eine Viertelſtunde unterhalb der Hütte. Da ſchwamm er in einer Ausbuchtung des Bachs mit großen Schaumflocken in der Runde herum und konnte nicht weiter kommen, weil die Strömung des Bachs das kleine, runde Becken gewiſſermaßen vom Hauptbett abſchnitt. Ich habe ihn alſo wieder; er iſt ganz weiß und ſteif geworden, riecht aber gar nicht mehr nach Veilchen. Ich warf ihn gleichgültig in das Handköfferchen und mußte über den Eifer lachen, den ich bei ſeiner Wiedererlangung bethätigt hatte. Einen ganzen Gulden für einen alten, einzelnen Ballhandſchuh, den ich nicht einmal tragen kann, weil er zu klein für mich iſt! Es iſt lächerlich, geradezu lächerlich!

Aber ich leide nun einmal an ſolchen plötzlichen, unſinnigen Einfällen. Ich hatte den Handſchuh zuerſt, als ich ihn fand, in den Kot getreten. Nun gut! mochte er da liegen bleiben. Aber nein; nicht zufrieden damit warf ich ihn zum Fenſter hinaus, und

als ihn der Bach nun, wie es sein gutes Recht war, zu entführen drohte, da bekam ich Gewissensbisse und setzte für seine Wiedererlangung einen königlichen Preis aus. . . . Andere Menschen sind nicht so dumm . . .

---

21. Juli.

Unsere Hütte ist klein. Ich sage: unsere Hütte; denn ich fühle mich schon ganz zuhause, soweit es mir überhaupt möglich ist, mich irgendwo zuhause zu fühlen, ich der ich keinen Menschen habe, den ich als zu mir gehörig betrachten könnte. Schon als ich anfing zu stammeln, und als ich lernte mich bewußt als ein Wesen zu betrachten, schon damals war ich allein auf der Welt. Fremde haben mich erzogen. Ich erinnere mich an einen großen Hof, der auf drei Seiten vom Hause und auf der vierten von einer zinnengekrönten Mauer begrenzt wurde; an dieser Mauer stand ein mächtiger, mit seinen Zweigen weit ausladender Baum, der einen Steinbrunnen beschattete. Hof und Brunnen waren mein Königreich. Da gab es auch noch Kinder, mit denen ich spielen konnte und die ich schlug, wenn sie mir nicht folgten. Natürlich haßten sie mich. Als ich heranwuchs, wurde ich immer nur einsamer. Ich war stolz und glaubte mit mir allein auskommen zu können. Darum suchte ich keine Freundschaft, und niemand hat sie bei mir gesucht.

Einmal lernte ich ein Mädchen kennen, vor einem halben Jahre — vielleicht rührt meine Nervosität davon her, daß sie nun einen andern heiratet; aber ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen; o nein durchaus nicht; im Gegenteil; wäre ich sonst aus der Stadt weggegangen? Ich hätte vielleicht versucht, jene Verbindung zu sprengen; sicher hätte ich es versucht; jetzt sehe ich es mit Bestimmtheit. — Was man sich doch alles einredet, wenn das Wetter schlecht ist; da sitze ich nun an dem Tische, kritzle „Denkwürdigkeiten" und mache mir mit ernster Miene weis, daß ich einmal wirklich geglaubt, eine Freundin, eine Geliebte auf meinem Lebenswege getroffen zu haben. Sollte ich es schon bis zu Fieberphantasieen gebracht haben? . . .

Es ist neblig draußen. Nichts zu sehen; unsre Hütte steckt im tiefsten Dunst. Der Nebel verschlingt jedes Geräusch; sogar die Glocken der Kühe, die ganz nahe am Haus weiden, sind kaum zu vernehmen; das Rauschen des Baches ist fern und verworren; es ist vielleicht gar nicht das Rauschen des Baches, es ist nur das Blut, das mir in den Schläfen pocht. O, wie lastet der Nebel auf mir! Ich bin ein Schönwettermensch, nur genießbar, wenn die Sonne scheint . . .

Es ist kalt. Ich fröstle. Ob die Bäuerin bald mit dem Essen fertig ist? Sie steht am Herd und kocht etwas in Butter.

Der Herd ist groß. Die Mauerhaube darüber, die zum Schornstein führt, ist durch Jahrhunderte alten Ruß geschwärzt. Der Rauch erfüllt den ganzen Raum;

denn der Wind laſtet auf dem Kamin. Der Bauer ſitzt in einer Ecke und beſſert ſeine Stiefel aus. Draußen an den kleinen Fenſtern ziehen langſam Nebelſchwaden vorüber, immerfort, immerfort, und die alte Schwarzwälderuhr neben dem Kruzifix in der Ecke giebt dazu den Takt. Die Zeit geht und geht, unaufhaltſam, und wir beugen uns. Sie ging mir zu ſchnell in früheren Tagen; jetzt könnte ich ihr den Garaus machen; aber ſie wird wohl der ſtärkere ſein, und dann muß ich ſelber dran glauben. Tick, tack, tick, tack und immerfort ſo in Ewigkeit . . .

Die Bäuerin wendet die Pfannkuchen in der Pfanne. Sie iſt nicht mehr jung, iſt wohl zehn Jahre älter als der Bauer. Es ſoll eine dunkle Geſchichte mit der Heirat geweſen ſein. Der Bauer wollte eine andre haben, mußte aber die nehmen, weil es der ſtrenge Vater, der Herr im Hauſe, ſo haben wollte; die andre, die Verlaſſene, iſt nachher in's Waſſer gegangen, juſt als ſie merkte, daß ſie Mutter werden ſollte.

Die Tragödie im Lodengewand, die uralte Tragödie. In der Seitenkuliſſe warten die Furien auf ihr Stichwort. Denn die Moira iſt unerbittlich.

Nun iſt auch das Eſſen vorüber. Wir hatten einen Gaſt, den Mahlknechtbauer, der mit meinem Wirt ein Viehgeſchäft abmachen wollte.

Er begann zuerſt vom Wetter zu ſprechen, wie wir das in der Stadt auch ſo machen, wenn wir

irgendwo zu Gast sind. Dann mußte das Gesinde herhalten.

„Die Leut' sind heuer rar," sagte er. „Ich schau mich schon lang nach Mähdern um, weil 's Gras so viel gut steht; aber 's ist saggrisch schwer, ihre zu kriegen."

„I bin versorgt," meinte der Christbauer, „fünfzehn kommen vom Fassathal und was meine Leut' sind aus Kastelruth."

„Wann fangst Du an mit dem Schneiden?"

„So in a' vierzehn Täg'."

„I woaß nit, ob i 's bis selm dermachen kann; zerscht muß ich noch amal in die Stadt, weil ich mit meinem Av'katen a' G'schäft abzumachen hab'."

„So! wegen dem Prozeß mit dem Lanzinerwald?"

„Freilich; und a Kuh will i' auch kaufen."

Der Christbauer wurde aufmerksam.

„So a Kuh willst kaufen? I hätt eppes für Dich, mein' ich."

„I' dank'; was da heroben ist, da leck' ich mir keinen Finger darnach."

Schon bevor er das Geschäft entrierte — er hatte offenbar etwas ganz Bestimmtes im Auge — suchte er womöglich den Preis zu drücken.

Aber der Christbauer war auch nicht der erste beste.

„Ja, Schnecken!" sagte er. „Dem Füchsel hängen die Trauben zu hoch."

„A was nicht gar! werden dem Füchsel die Trauben

zu hoch hängen! Da!“ und er zeigte ſeine Geldkatze, die ganz gefüllt ſchien.

„Achtzig Gulden leg' ich Dir da her auf den Tiſch für Deine beſte Kuh.“

Der Chriſtbauer wehrte verächtlich lächelnd ab.

„Gelt und a Ziegen ſoll ich Dir auch noch zulegen für Deine ſaubern achtzig Gulden?“

So ging der Kampf hin und her. Meinem Wirt erſtand in der Perſon der Bäuerin ein nicht zu verachtender Bundesgenoſſe. Alle Liſten wurden verſucht, jede Blöße, die der eine der Feilſchenden ſich gab, ſuchte der andere auszunützen. Das Wortgefecht wogte hin und her, und als das Eſſen zu Ende war, hatte ſich noch keiner geſchlagen gegeben. Der Mahlknecht war aber mit ſeinem Gebot ſchon auf hundert Gulden gekommen, während der Chriſt hundertfünfundzwanzig verlangte. Es wurde ein kleiner Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Jeder leckte ſeinen Löffel ab und that ihn in die Tiſchſchublade, in die er gehörte. Die Bäuerin nahm die Pfanne weg, und der Chriſt kehrte mit der Hand die Broſamen vom Tiſch, nachdem er noch die größeren davon ſorgfältig aufgenommen und verſpeiſt hatte. Dann ſtanden ſie auf und beteten: Vater unſer, der Du biſt im Himmel . . .

Draußen zog immer noch der Nebel eintönig an den Fenſtern vorüber. Ich verließ die Stube und ging in das feuchte Gras hinaus. Der Boden war vom geſtrigen Regen aufgeweicht und gab unter dem Fuße nach. Nichts zu ſehen weit und breit. Wie

ich so vorwärts schritt, kam hie und da eine grasende Kuh in das Gesichtsfeld oder ein moosbewachsener Steinblock. Dann mußte wieder ein kleines Wasserrinnsal überschritten werden, und die unendliche Alm ging weiter, Welle auf, Welle ab, immer dasselbe. Die Einsamkeit pochte an mein Herz, die Einsamkeit, die ich gesucht . . .

Als ich in die Hütte zurückkam, müde und durchnäßt, zog eben der Mahlknechtbauer mit der schließlich für hundertundzwanzig Gulden erstandenen Kuh von dannen. Das Tier wollte nicht recht vorwärts. Aber der Bauer zog an dem um ihren Hals geschlungenen Strick, und die Sepha half mit gut gezielten Fußtritten von hinten nach. Das Tier brüllte und gab endlich den Widerstand auf. Im Nebel verschwanden Bauer und Kuh.

---

24. Juli.

Man glaubt nicht, wie friedlich es hier heroben ist, wenn der Mond am Himmel steht. Ich sitze dann auf dem Hügel hinter dem Hause, auf dem sich das große Wetterkreuz erhebt. Gestern war ich 4 Stunden dort und rührte mich nicht. — Es war eine wunderhelle Vollmondsnacht. Die weite Alpe lag wie ein welliges Silberbecken da, in das die kleinen Thäler mit ihren Zirben- und Tannenhängen vielfach gewundene dunkle Schattenstreifen warfen. Die Felsgipfel haben bei dem kalten, gleichmäßigen Licht des

nächtlichen Himmels alle Schrecken verloren. Sie stehen da und zeigen in den Himmel gleich Meilensteinen auf der Landstraße der Ewigkeit. — Der Plattkofel glänzte weiß, als ob eine Schneedecke auf ihm läge. In der Tiefe rauschten die Bäche. Die Luft war klar und durchsichtig; ich sog sie ein, unersättlich, als ob ich das Weltall austrinken wollte. — Dort hinter dem Schlern lag die Stadt, gut vor meinen Blicken verborgen. Der ganze Berg stand zwischen ihr und mir, und ich hätte noch einen Montblanc zwischen uns wälzen mögen . . .

Dort lag die Stadt. Und ich lachte höhnisch . . .

Am Himmel flimmerten die Sterne. Der Mond stand über dem fernen Eisackthal und warf tiefdunkle Schatten hinter jeden Stein und jedes Alpenrosengebüsch und zeichnete das Kreuz und mich, der ich an seinem Fuße saß, scharf auf dem tauigen Grasboden ab. Ich drehte mich um, stand auf und breitete die Arme aus. Da war ich an das Kreuz geheftet . . . Und ich rief einen Namen in die Nacht hinaus und horchte auf das Echo. Der Ruf verging in der weiten Nacht und fand keinen Widerhall. Alles still um mich und fern! So habe ich noch zweimal den Namen gerufen, den ich nicht nennen will. Denn ich könnte mir sonst einreden, daß ich seine Trägerin näher gekannt oder gar geliebt hätte. Davon ist natürlich gar keine Rede. Ich rief nur, um ein Echo zu wecken, und benutzte grade diesen Namen, weil er sich so prächtig laut hinausschreien läßt. Else! Else! Aber nirgend ein Widerhall. Alles still! —

Auf den Geißlerſpitzen lag ein wechſelndes Licht. Vielleicht trieb dort ein dünner Dunſtſchleier ſein Spiel, der bald wich und bald wieder Schatten werfend um den Berg wogte.

Die Waſſer rauſchten. — Ein Nachtvogel ſtrich am Boden hin und verſchwand in den Felſen der Saltariaſchlucht. Es wurde kühl.

Der Mond war langſam über den Puflatſch geſtiegen. Die weiße Kapelle der Zallingerſchweige unter dem Plattkofel leuchtete herüber. Am Grünſerbühel wanderte langſam ein Licht: ein Hirt, der zeitig aufgebrochen iſt, um auf dem Schlern nach ſeinen Ochſen zu ſehen . . .

Es wurde kühl, und ich erhob mich, um ſchlafen zu gehen. Im Heuſtadel, in den durch die offenſtehende Thür das Mondlicht fiel, ſah ich nur die Bäuerin, wohl eingehüllt in weiße Leinentücher, in ihrer Ecke liegen. Der Bauer und die Magd verbrachten die Nacht wohl draußen im Freien.

---

7. Auguſt.

Die Sepha iſt ein junges, kräftiges Weibsbild mit rötlichem Haar und Sommerſproſſen. Auch ihre Arme, die ſie nackt trägt, ſind mit Sommerſproſſen beſät. Sie mag 25 Jahre alt ſein. Sie hat einen roten, lüſternen Mund, und ihre Augen blicken ſo eigentümlich, wenn ſie mich anſieht. Zuerſt mied ſie mich, wie es auch

ihre Dienſtherren thaten. Die Leute konnten nicht klug aus mir werden. Ja, wenn ich noch ein Maler geweſen wäre, der Tag für Tag hinauszog mit Farbenkaſten und Skizzenbuch, wenn ich Steine oder Käfer oder Pflanzen geſammelt hätte, ſo würden ſie meinen Aufenthalt auf Chriſt verſtanden haben. Denn ſolche Leute haben gelegentlich ſchon einmal bei ihnen gewohnt. Aber daß ich ſo gar nichts that, als den ganzen Tag und die halbe Nacht im Freien herumzulungern oder auf der Altane der Sennhütte an dem wackligen Tiſch, den ich mir hatte hinausſtellen laſſen, Bogen auf Bogen zu bekritzeln, das erſchien ihnen ſchließlich doch ſeltſam. Und wie ſollte ich ihnen auch meinen Aufenthalt erklären? Daß jemand krank ſein kann, ohne zu huſten oder zu fiebern, oder wenigſtens eine Hand verbunden zu haben, hätten ſie doch nicht begriffen. Alſo redete ich lieber garnichts. Ich war eben da und bezahlte für das Nachtlager im Heu und was ich verzehrte, ließ die Bauersleute im übrigen ungeſchoren und ſchlug das Kreuz wenn ſie es thaten. So waren ſie wenigſtens darüber beruhigt, daß ſie keinen verfluchten Lutheraner oder gar einen Freimaurer beherbergten. Nur des Sonnabends, wenn der Bauer und ſeine Frau oder die Sepha die weite Wanderung nach Kaſtelruth hinunter antraten, um am Sonntag bei der Meſſe nicht zu fehlen, ging ich nicht mit zur Kirche. Ich erklärte, daß ich ſo weite Wege nicht gut machen könnte. Der Bauer ſchüttelte zwar den Kopf; denn meine Angabe reimte ſich nicht mit den großen Touren zuſammen, die ich gelegentlich unter-

nahm. Aber er gab sich zufrieden, und die Sache war erledigt. — —

Gestern war ich allein mit der Sepha im Hause. Der Christ und seine Frau zogen um 3 Uhr ab, um zeitig im Dorf zu sein. Der Bauer zog mich bei Seite, bevor er ging, und sagte mit einem eigentümlichen, lauernden Blick: „Ich thät' Sie schön bitten, Herr, a bissel auf die Hütten aufzupassen."

„Werden wir schon machen. Sie können unbesorgt fortgehen, Bauer!"

„Dann thu ich schön danken," fuhr er verlegen fort und drehte den runden, schwarzen Hut in den Händen. „Ich hab halt gemeint, weil Sie jetzt schon lang bei uns sein, daß Sie a bissel zum Rechten sehen möchten. Und nix für ungut."

Aber er war noch nicht fertig. Er hatte noch etwas auf dem Herzen, wußte nur nicht, wie er es anbringen konnte. Halb zum Gehen gewendet, sagte er noch schnell wieder mit jenem lauernden Blick, der mir schon einmal aufgefallen war. „Ja, ich hätte noch wegen der Sepha gemeint; sie ist halt a jung's Madel, und ihr Vater selig hat mir auf dem Sterb'bett recht an's Herz gelegt, daß i aufpassen sollt drauf; ich mein' halt, daß Sie nix Unrecht's von ihr verlangen sollten."

„Ja, aber Bauer, wofür halten Sie mich denn?" sagte ich halb belustigt, halb von dem eigentümlichen Ausdruck seiner Stimme beleidigt.

„Nix für ungut Herr. I' weiß schon, daß i' alles Gute von Ihnen zu meinen hab. Nix für ungut."

Dann trollte er ſich, hatte aber vorher, wie ich zufällig entdeckte, im Stall unter dem Heuboden noch eine kurze erregte Unterhaltung mit der Sepha, der er Verhaltungsmaßregeln gab, in denen auch mein Name öfters genannt wurde.

Dann trat das Ehepaar mürriſch und ſchweigend ſeinen Weg an. Sie ſtiegen in die Saltariaſchlucht hinab, überquerten den Bach und verſchwanden im dichten Tannenwald. Von Norden kamen leichte Nebelſchwaden geflogen . . .

Das Abendeſſen ging vorüber, ohne daß ein Wort fiel. Erſt als Sepha das Geſchirr abräumte, ſagte ſie plötzlich, ganz unvermittelt: „Für morgen hätt' ich ein Schöpſenes Fleiſch. Für wann ſoll ich das Mittageſſen richten?"

„Ich komm' ſo um 2 Uhr nach Haus; am Vormittag will ich einen Ausflug machen."

„Iſt ſchon recht." —

Wieder Schweigen. Das Mädchen wuſch die Pfannen ab und hantierte lärmend mit einer großen Kaffeekanne aus Blech.

Nach einer Weile fing ſie wieder an:

„Der Herr iſt halt immer ſo traurig. Ich mein' alleweil, 's Madel iſt ihm untreu 'worden."

„Warum nicht gar! Ich hab' nie ein Mädel gehabt. Es kümmert ſich überhaupt kein Menſch um mich?"

„I' hab' halt auch niemanden," ſeufzte ſie.

Dann betete ſie beſonders andächtig. Leiſe murmelnd und oft ſich bekreuzigend, ließ ſie die Perlen ihres Roſenkranzes durch die Hände gleiten.

Da verließ ich die Stube und ſchlenderte eine Stunde in der kühlen Abendluft herum. Die Nebel hatten ſich geſenkt, wichen aber hie und da auseinander und ließen ein Stück von den Bergen ſehen, um ſich dann ſchnell wieder zuſammenzuſchließen.

Um 10 Uhr kam ich in die nunmehr verlaſſene Stube zurück, machte wie immer dort meine Nachttoilette und ging dann in meinen Havelock gehüllt nach dem Heuſtadel.

Sepha lag ſchon und ſchlief oder that wenigſtens ſo. Ich vergrub mich in das warme Heu und verſuchte den Schlaf herbeizuzwingen. Das Mädchen warf ſich unruhig herum; einmal hörte ich ſie zwiſchen den geſchloſſenen Lippen ſtöhnen; es klang eigentümlich gepreßt.

Es war ſehr ſchwül in dem engen Raum. Unter uns polterten die Kühe, und ein warmer Dunſt ſtieg von ihnen empor, daß ich mich etwas herausarbeiten mußte aus meiner Heugrube, um nicht zu erſticken.

Das Mädchen war ſtill geworden; ſie lag jetzt ganz nahe bei mir; aber ihr Atem ging regelmäßig, ſodaß ich ſie tief ſchlafend wähnte. Das war ein Irrtum, wie ich bald gewahr werden ſollte.

Ich ſchloß die Augen, legte mich auf die Seite, nach der Wand zu und zählte langſam; über dem zählen hatte ich oft den Schlaf gefunden, der mir ſonſt verſagt blieb. Die Bilder, die vor meinem inneren Auge aufgeſtanden waren, verwirrten ſich, floſſen in einander über und tanzten umher, ſodaß ich ſie nicht mehr faſſen konnte. —

Auf einmal, als ich ſchon einen Augenblick in das Nichts verſunken war, bekam ich einen Stoß und ſchlug die Augen auf.

Das Mädchen war über mir. Durch das Dunkel der Heuhütte leuchteten ſeltſam ihre weißen Glieder. Sie packte mich und ſuchte ihren keuchenden Mund auf den meinen zu preſſen. Ich war im erſten Augenblick wie gelähmt geweſen und hatte mich dem Anprall ihres jugendlichen, ſinnlich glühenden Körpers ohne Widerſtand hingegeben. Aber als ich die Berührung ihres Mundes fühlte, fand ich mich ſelber wieder und ſtieß ſie kräftig zurück, daß ſie mit erſticktem Schrei ſchwer gegen die Balkenwand taumelte. Dann raffte ich mich auf und verließ eilig den Heuſtadel.

Draußen rannte ich wie ein Beſeſſener herum. Alle meine Sinne waren in Aufruhr. Ich glühte am ganzen Körper trotz der kalten Nachtluft und der feuchten Nebel, die unbewegt über der Alm lagen. Ich weiß nicht, wie lange ich ſo umhergeirrt bin. Ich lachte mich aus, wollte umkehren, in den Stadel zurück und den Dingen ihren Lauf laſſen. Aber da erinnerte ich mich an einen gewiſſen Ballabend und an eine von grünen Gewächſen umgebene Ecke eines Boudoirs, wo ich mit einem jungen Mädchen, das mir übrigens ganz gleichgültig iſt, lange zuſammen geſeſſen bin. Dieſes junge Mädchen hatte ſo friſche Augen und blendend weiße Zähne und blondes Haar und eine Haut ſo zart und weich, daß man Schöneres nichts ſehen konnte, und ein Duft der unberührten Jugend ging von ihr aus, der

alles Unkeusche weit von ihr fernhielt. An dieses junge Mädchen mußte ich denken. Sie heiratet übrigens demnächst; ich glaube wenigstens, man hat mir so etwas gesagt an dem Abend, bevor ich die Stadt verließ, und wenn ich nicht irre, habe ich sie sogar damals am Arm ihres Bräutigams gesehen. Nun, das ist ja gleichgültig; ich erwähne es auch hier nur, weil diese Erinnerung an eine mir ganz fernstehende Person mich davon abhielt, der Sepha in die Arme zu stürzen. Ich wurde ganz ruhig; nur eine tiefe Traurigkeit kam über mich; ich hätte sterben mögen. Es lastete wohl der Nebel auf mir.

Drum ging ich in die Stube der Sennhütte zurück und legte mich, in ein Wolltuch gehüllt, auf die Ofenpritsche, um daselbst die Nacht zu verbringen.

Das war mein Debut als keuscher Joseph. Es stimmte beinahe alles. Sogar meinen Mantel hatte ich bei der Verführerin zurückgelassen. —

Am Morgen bin ich dann den ganzen Vormittag in den Mahlknechtwänden herumgestiegen, um Edelweiß zu suchen. Es ist da ein brüchiger Fels, stellenweise von steilen Grashalden unterbrochen, wo nur für geübte Kletterer etwas zu holen ist.

Als ich nach Christ zurückkam, war die Stube voll von fremden Leuten, Städtern, die den Sonntag zu einem Ausflug auf die Alm benützt haben. Sie lärmten, schlugen auf den Tisch und tranken roten Wein. Sepha hatte alle Hände voll zu thun, um die Ansprüche der Durstigen zu befriedigen. Das mir versprochene Schöpsenfleisch war auch schon dahin. Ich

mußte mich mit Brennſuppe und einem kleinen Stück Speck begnügen. Sepha bediente mich ohne alle Verlegenheit, nur in einer gewiſſen unterwürfigen Weiſe, die mich, ich weiß nicht warum, erſt recht peinlich berührte.

Einer der Gäſte, wohl ein Handwerksburſche aus der Stadt, hatte eine große Ziehharmonika mitgebracht, auf der er ſpäter zu ſpielen begann. Die andern tanzten. Da verließ ich die Stube.

Draußen ſchien die Sonne, und ich war allein. —

Unwillig über den unerwarteten Beſuch überdachte ich die Konſequenzen, die ſich daraus ergeben konnten. So gut wie dieſe jungen Burſchen den Weg nach Chriſt gefunden haben, konnten ein anderes Mal Städter kommen, die mich kannten — und es kannten mich ja ſo viele — dann war mein Aſyl verraten, und ich mußte den Wanderſtab weiter ſetzen. — Als ich in die Stube zurückkam, wurde immer noch getanzt. Sepha flog aus einem Arm in den andern. Ihre Wangen glühten. Das Buſentuch hatte ſich etwas verſchoben, ohne daß ſie acht darauf gab; als ſie auf die Altane hinaustrat, um auszuraſten, ſchlich ſich ein junger Burſche ihr nach; die andern merkten es nicht, weil ſie ſich um Edelweiß ſtritten, das einer von ihnen auf dem Wege irgendwo gepflückt hatte.

Erſt nach einer langen Weile kam die Sepha wieder in die Stube herein und hinter ihr der Burſch, der von ſeinen Wandergefährten mit unflätigen Scherzen empfangen wurde.

Mich faßte ein Ekel. Und von neuem that ich den heißen Schwur, mir treu zu bleiben. — — —

Um 6 Uhr erschienen Bauer und Bäuerin. Der Christ schlich unruhig um mich herum und taute erst auf, als er sah, mit welcher hohnvollen Gleichgültigkeit Sepha mich bediente. Es kam etwas wie Freude über ihn, den sonst so stillen und fast immer traurigen Mann, und er ließ einen Liter Spezialwein auftragen, nachdem die Gäste aus der Stadt halb betrunken davon gegangen waren.

---

10. August.

Warum bin ich traurig? Was drückt mich nieder? Habe ich nicht alles, was ich will? Bin ich nicht frei von allem konventionellen Zwang, den ich hasse wie einen Erbfeind, bin ich nicht hier heroben in meinen Bergen, die ich liebe? Was lastet auf mir, daß ich keinen frischen Lebensmut mehr finden kann? Herrgott, Herrgott! Ich fürchte mich vor dem Wahnsinn.

Was ist es? Ist es das — denn ich will den Dingen auf den Grund gehen — daß ich eitel bin? '—

So ist es — und ich fühle mich wahrscheinlich gekränkt, daß man mich nicht erst um Erlaubnis gefragt hat, ob der Hans die Liese heiraten kann. Der Hans mußte bei mir um die Liese anhalten, meint meine Eitelkeit. Nichts weiter! Und deshalb sollte ich traurig sein?

Aber ich bin traurig; das ist eine Thatsache, die sich nicht abstreiten läßt. Und weil nun das mit der gekränkten Eitelkeit vor einer strengen Prüfung nicht bestehen kann, so muß ich noch weiter forschen, bis ich die Ursache herausgefunden habe; habe ich sie erst, dann will ich ihr schnell den Hals umdrehen, so wahr ich . . .

Halt! Halt! Nicht so voreilig! Gesteh' nur, daß du es schon versucht hast, dem langlebigen Ungetüm den Garaus zu machen. Aber es ist dir nicht gelungen. Du kennst die Ursache und hast sie beim Kragen genommen, wenn die Sonne schien und der Mond am Himmel stand, wenn du in schweren Träumen stöhntest, und wenn du auf deiner glühenden Liegestätte den Schlaf nicht herbeizwingen konntest. Du kennst die Ursache und hast sie nicht abgethan, weil sie stärker ist als dein Wille, und weil sie dich abthun wird. Und Du weißt es gut, daß es eine Mauer giebt, von der du dreimal in das reißende, kalte Wasser des Flusses hinabgestiegen bist . . .

---

11. August.

Ich bin ein Thor! Ich schwatze Unsinn! — Ich hätte vielleicht doch lieber die Stätten dieser großen Einsamkeit nicht aufsuchen sollen. Vielleicht war es ein Fehler, daß ich vor den Menschen geflohen bin. Ich weiß es nicht. Will auch nicht nachdenken.

Was nützt es auch, wenn ich da unter dem Kreuze auf meiner Bank sitze und mich gebärde wie ein altes Weib, dem der Kater die Lieblingstasse zerschlagen hat?

Will lieber über die weite Alpe hinausschauen. Vom Süden ist das Gewitter heraufgekommen, nachdem es tagelang über dem Bozner Kessel gebrütet hat. Es braut sich heute zusammen. Die Geißlerspitzen stecken in düsteren Wolken, aus denen schräge Sonnenlichter auf die dunklen Hänge der Raschötzalm fallen. Darüber ist der Himmel gelb wie das Laub der Kastanien im Herbst. Die Alm sieht gespenstisch aus. Es ist, als ob sie sich auf den Weltuntergang vorbereitete. Die Sennhütten, die alten Zirben, die einsam auf den Anhöhen stehn, die großen Waldflächen in den engen Schluchten des Pitzbaches sehen aus, als ob sie sich fürchteten; sie beugen sich vor dem Sturm, der in den Lüften saust. Der Langkofel aber reckt sich starr in den Himmel; er ist heute so nahe, daß man vermeint, ihn mit den Händen greifen zu können; das schwarze Eis in seinen Schluchten, auf dem die Steinlawinen ihre Spur gefegt haben, das Eis, das so senkrecht in die Höhe geht, daß man meint, es müsse sich überstürzend zu Thale donnern, grüßt die schwarzen Wolken, die herübergeflogen kommen. Hinter der Schneid' ist der Himmel noch blau. Über dem Fassathal mag die Sonne scheinen! —

Der Sturm schickt Plänkler voraus! Ein Beben und Fegen, das aus weiten Fernen kommt. Das lange Gras, das Weidengestrüpp an allen Bächen, die Zweige der Alpenrosenbüsche um meinen Hügel neigen, ver-

ſchlingen und löſen ſich, wie gerungene Menſchenarme. Das Kreuz erzittert von Grund auf. Die erſten Tropfen . . .

Donnerſtag, 24. Auguſt.

Die Leute in der Gegend reden von mir; einige meinen, ich ſei verrückt, andere wieder, ich hätte gewiß irgenwo etwas ausgebiſſen und verſtecke mich auf der Alm, um zu warten, bis die Luft wieder rein ſein werde. Die letzteren thun mir unrecht; wer weiß, ob man das auch von den erſtern ſagen kann! Wer darf von ſich mit Beſtimmtheit ſagen, daß er nicht verrückt ſei?

Darum und weil ich es nicht ändern kann, laſſe ich die Leute reden. Nur eins macht mir Sorge. Wenn ſie allenthalben über mich ſchwatzen, werden zuletzt meine „Freunde“ in der Stadt erfahren, wohin ich mich für den Sommer geflüchtet habe, und dann werden ſie eines ſchönen Sonntags angeſtelzt kommen und mich mit ihren Redensarten ärgern. Vielleicht ſchicken ſie mir ſogar eine goldgeränderte Karte, auf der der Welt kund und zu wiſſen gethan wird, daß Herr Edmund Wachter und Fräulein . . .

Schon wieder der Unſinn! Wie lange wird er mich noch verfolgen? —

Der Bauer trägt mir alles zu, was über mich auf der Alm geſprochen wird. Er hält große Stücke von mir, ſeit ich erklärt habe, daß ich fortan in der

Stube auf der Ofenpritsche übernachten wolle. Wenn er wüßte!!! —

Auf der Alm wimmelt es jetzt von Menschen. In allen Sennhütten wird gekocht und gebraten, daß es eine Freude ist. Überall schneiden sie das Gras; jeder Bauer arbeitet mit Knechten und Mägden und gedungenen Leuten aus dem Fassathal auf seinen Weiden. In vierzehn Tagen wird die Alm abgemäht sein, die ganze, unendliche Alm, die sich stundenweit wie eine üppige Oase in der Wüste der Felsenriesen hinerstreckt; alle Blumen werden unter der Sense fallen, und Schmetterlinge, Käfer und Heuschrecken werden um ihre Nahrung betrogen sein. Die sieben mageren Jahre sind dann da, und wer von ihnen nicht eingeheimst hat in seine Vorratskammer, wird am Hungertuche nagen. —

Es liegt ein Hauch der Fruchtbarkeit auf den weiten Wiesen. Und die Knechte schauen nach den Waden der beim Zusammenrechen sich bückenden Weiber. Sie schwitzen und trocknen sich mit roten Tüchern die glühenden Stirnen. Und mit der Ernte ist die Lüsternheit gekommen. Die warme, weiche Sommerluft hat die Geschlechter aufgeregt. Es ist ein Trieb in Mann und Weib, der sie allenthalben zusammenzwingt. Der Mann ist ganz Angreifer, das Weib wartet nur auf den Angriff, um sich hinzugeben. Die Gier ist erwacht; sie kam mit den Samenstäubchen des trocknenden Grases, die der laue Wind aufgewirbelt hat, sie kam mit dem herben Duft welkender Blumen und dem scharfen Dunst, der von den schwitzen-

den Leibern der Arbeitenden ausgeht. Wenn die Sonne hinter den Gletschern im Westen gesunken ist, wird jede Mulde hinter einem Heuhaufen zum hochzeitlichen Lager, und wenn in den Stuben die Leute tanzen, daß die Dielen sich biegen, und Rauch und der Qualm der dampfenden Pfeifen das kümmerliche Licht der Öllampe und die flackernde Glut des Herdfeuers ganz zu ersticken drohen, dann schleichen sich die Paare, die sich gefunden, hinaus in die weite Einsamkeit der gemähten Wiesen, auf denen es sinnbethörend duftet . . .

Ein murmelndes Leben ist auf der nebelumwobenen, unendlichen Au. Es rieseln die Quellen, Bäche plätschern über Moos und Steine, die Grillen zirpen schrill in die Nacht, und wo die Frucht von einem ganzen Jahr geerntet ist, wo alles, was lebte und wuchs und blühte, geknickt und zerrissen unter sausender Sense hinsank, da wird der Grund zu neuem Leben gelegt. Die Pflanze trieb Frucht, der Menschenleib empfängt den Samen . . .

Auch der Bauer steht unter dem Einfluß dieser sengenden Brunstzeit. Die Sepha hat ihn ganz in ihre Gewalt bekommen; sie leitet ihn mit Gewähren oder Versagen, ganz wie sie will. Die Bäuerin scheint noch immer nichts zu sehen. Oder verstellt sie sich nur? Weiß sie wirklich nicht, was in ihrer Hütte vorgeht, unter ihren Augen, in ihrem Ehebett? Ich kann es kaum glauben. Man müßte blind sein, ganz und gar, und von allen Göttern verlassen.

Es ist ein Wirbelsturm um mich, ein wüstes Jagen nach Glück. Und nur ich stehe fest, oder meine es wenigstens, so lange die Sonne scheint. Wenn aber die Nebel kommen oder die Nacht mit ihren brütenden Finsternissen, dann schwanke ich selber wie ein Betrunkener, der den Weg nach Hause nicht finden kann.

---

25. August.

Man sagte damals, ich hätte ihr leidenschaftlich den Hof gemacht. In so einer kleinen Stadt kommen leicht Märchen auf. Nun war es ja richtig, daß wir oft zusammen zu sehen waren. Wenn ich tanzte, so war sie meine Partnerin, wenn ich in der Ecke des Ballsaals stand, so verfolgten meine Blicke ihre zierliche Figur, wenn ich hinaufging auf die Gallerie, um den Tanzenden auf die Köpfe zu sehen, so war auch sie oben; schlenderte ich des Abends auf der Hauptstraße zur Zeit des Korsos, so fehlte sie nicht, und wenn wir uns begegneten, so trafen sich unsre Blicke, die die abgemessene Höflichkeit des Grußes Lügen straften. Ich muß gestehen, daß alle diese Dinge geeignet waren, unter den Bekannten die Ansicht zu verbreiten, daß wir uns liebten; wie doch der Schein trügt! Was läge mir ferner, und was hätte ihr ferner gelegen; wenigstens hat sie den Gegenbeweis sehr nachdrücklich angetreten, indem sie sich mit diesem Wachter verlobt hat.

Und doch und doch!! Ich habe es wohl selber manchmal geglaubt, daß ich ein gewisses Interesse für sie mit mir herumtrüge. Ich erinnere mich noch an einen Ballabend, an dem sie mich bei der Damenwahl durch eine ganz große weiße Schleife auszeichnete, während die andern Herren mit einem kleinen Endchen Band abgethan wurden. Sie heftete mir den Orden mit ihren eignen weißen Händen an die Brust; sie machte sich dabei lang zu schaffen und sah mich so an . . . Ich hätte mich herabbeugen mögen zu ihr und sie küssen vor aller Welt. Sie war so duftig in ihrem weißen, einfachen Kleidchen. Ihre bloßen Schultern und der runde, reine Hals mit den krausen blonden Löckchen im Nacken bewegten sich anmutig; sie legte den Kopf zur Seite, und da tanzten wir, daß die andern uns zusahen . . .

Eines Abends, als wir in der Pause Arm in Arm im Ballsaal promenierten, sagte sie plötzlich: „Wissen Sie auch, Herr Wielandt, daß wir verlobt sein sollen?“ Da stand ich still, mein Herz pochte, und ich nahm ihre Hand in die meine und stotterte ungeschickt: „Warum denn auch nicht . . .“ Aber sie lachte bloß und sagte lustig: „Der alte Herr Seillinger hat es aufgebracht. So ein Unsinn; Sie, der Protestant, und ich, die Katholikin; hier im frommen Land Tirol. Nein, was doch die Menschen oft erfinden!“ Sie lachte wieder; und ich weiß nicht, warum: ihr Lachen klang nicht echt; es war ein blecherner Laut dazwischen, der den reinen Silberton empfindlich störte. Ich aber sah ihr nur ernst in die Augen; und da wurde sie rot und

ſagte: „Kommen Sie, wir wollen tanzen, und nehmen Sie an, daß all der Unſinn, den ich da geſagt, ungeſprochen geblieben ſei.“

Vierzehn Tage ſpäter wieder ein Ball, der letzte in dieſem Faſching. Da war ein ſtilles Nebenzimmer, und dort . . .

Nein, nein! Es kann nicht wahr ſein, daß ich ſie damals geküßt habe, und daß ſie meinen Kuß erwiederte. Und doch, wenn ich die Augen zumache und mich auf den Grasboden meiner Alm hinwerfe, dann ſpüre ich auf den Lippen noch dieſen ſüßen Gegendruck . . .

Seither bin ich nicht mehr ich ſelbſt. Ich bin krank und müde . . . Es muß doch vielleicht wahr ſein, daß ich ſie liebte . . . Wer weiß! Unſere Seele iſt ſo dunkel und ſo ſchwer verſtändlich . . . Da regen ſich Dinge, die wir nie geahnt, und die, wenn ſie nun doch an die Oberfläche unſeres Denkens heraufgekommen ſind, uns fremd und unfaßlich erſcheinen und uns doch locken, die uns in ihren Bann nehmen und gefangen halten, bis wir nicht mehr ſind . . . Behexen hat man es früher genannt. Und die, die hexen konnten, ſtellte man auf den Scheiterhaufen . . .

Und wenn ich ſie nicht liebte, warum floh ich aus der Stadt, nachdem ich das Brautpaar geſehen? Warum bin ich hier heraufgekommen? Nun ja, das Wetter war herrlich in jenen Tagen, und ich wollte fort, weil ich nervös war, und weil mich das Gerede der Leute ärgerte. Habe ich mich aber ſonſt jemals um die öffentliche Meinung gekümmert?

Und was laſtet jetzt auf meiner Seele, wenn es nicht jenes iſt, jenes, was mich damals am toſenden Eiſack in die Verſuchung geführt? — Weg, weg mit ſolchen Gedanken! Bin ich denn wirklich ein Schwächling, der immer nur klagt? Mit Klagen hat noch keiner ſeine Kraft bewieſen.

Nein, ich will kein Schwächling ſein; ich will grade aufgerichtet und mit klarer Stirn meinen Weg gehen, wie weit er auch abweiche von den Pfaden der andern.

Wenn nur dieſe Kopfſchmerzen nicht wären! Dieſes gräßliche Gefühl hinter den Schläfen, das nicht aufhören will, und das mich immer wieder zwingt nachzudenken und zu forſchen nach dem, was ich gewollt und gefühlt und nicht gekonnt.

Weg damit! Weg damit! Kopf hoch! Nimm Dir die Sepha: Vielleicht erleichtert Dich das! . . .

Ich will nachdenken. — Meine erſte Liebe war ein blondes Mädchen; die iſt nun ſchon lange verheiratet und hat wohl ſchon Kinder. Dann kamen die Studententhorheiten. Und dann die Zeit, wo die Leute ſagten, ich ſei verlobt mit der, deren Namen ich nicht nennen will; denn ich ſchäme mich des Unſinns . . .

Warum aber ſoll es ein Unſinn ſein? . . .

Geſtern bin ich in ein fürchterliches Unwetter gekommen. Als ich von Hauſe wegging, um meinen Kopfſchmerz ſpazieren zu führen, ſtanden über dem

Plattkofel schon schwere Gewitterwolken. Ich stieg auf die „Schneid“ hinauf, von wo man nach der Marmolada hinübersieht und in ein stilles Hochthal, in dem vereinzelte Heuhütten stehen. Es wehte ein heftiger Wind auf der freien Höhe. Da saß ich nun und wartete auf das Gewitter. Ich sah es näherkommen und rührte mich nicht. Der Plattkofel war in schwarzer Wolkenbank versunken, und auch über die Wände des Rosengartens kamen zerfetzte Nebelschleier geflogen. Auf den westlichen Teilen der Alm lag noch friedlicher Sonnenschein.

Dann kam ein plötzlicher heftiger Windstoß, und ein Donnerschlag. Ich schleuderte kleine Steinchen in die Schlucht hinab. Die fielen dreimal auf, bevor sie in der Tiefe verschwanden. Ich pfiff ein Lied und johlte und war lustig über die Gewalt des Unwetters. Es fing an in großen, schweren Tropfen zu regnen. Und plötzlich kam der Nebel. Da ging ich langsam heimwärts, und als nun der Donner unaufhörlich grollte, und als die kleinen Bäche, die von den Halden rieselten, zu Sturzbächen wurden, da lief ich der Hütte zu. Als ich sie erreichte schlug der Blitz in das Kreuz auf der Anhöhe, und ich fiel zu Boden ...

---

29. August.

Der Bauer geht trübsinnig umher. An ihm nagt etwas, was schon Bessere in die Verzweiflung oder

den Stumpfsinn getrieben. Daß es die Sepha seit einigen Tagen mit dem Gschluner Sepp hält, der über die Zeit der Heumagd beim Christ als Taglöhner eingestanden ist, das hab' ich schon gleich gesehen; aber der Bauer scheint es erst heute entdeckt zu haben.

Ich wurde, ohne es zu wollen, der Zeuge einer Unterhaltung zwischen ihm und der Magd. Ich lag auf dem Heuboden, wo ich meine Mittagssiesta hielt. Von dem Blitzschlag neulich war mir eine Schlaftrunkenheit zurückgeblieben, die mich an dem heißen Tage im Bann des duftenden Heus zurückhielt. Da hörte ich, wie unter mir im Kuhstall der Bauer plötzlich sagte:

„Ich schlag' dich tot, Sepha, wenn du dich noch einmal mit dem Sepp einlaßt; und ihn selber, den Falotten, will ich heut' noch ablohnen." Er muß bei diesen Worten das Mädchen geschlagen haben; denn man hörte einen Stoß und einen gedämpften Schmerzenslaut; gleich drauf aber lachte sie; es war ein eigentümliches gluckſendes, widriges Lachen.

„Laß di net auslachen, Bauer," höhnte sie. „Mi schlagst nit tot, und den Sepp magst jagen, wenn du willst. Ich hab' nichts mit ihm, und wenn ich was hätt', ging's dich auch nix an; denn du bist nit mein Vater und nit mein Mann, und ich wüßt' eh' nit, was i Guts bei dir hab. Gar so schön bist auch nit, daß man sich gleich in dich vergaffen müßt. Und du hast ja dein Weib. Die kannst schlagen, wenn du willst. Aber nimm dich gleich in Acht, daß dir nix geschieht

dabei. Denn die Bäuerin hat scharfe Knochen und ist nit langsam mit der Hand."

Der Bauer mußte sehr aufgebracht sein; denn seine Stimme klang rauh und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, als er jetzt wieder zu sprechen begann:

„Halt's Maul," keuchte er, „oder ich mach mein Wort wahr. Du kennst mich noch nicht, Dirn; sonst hätteſt du anders gesprochen. 'S Leben ist mir schon so verleidet; und das sag ich dir: nimm dich in Acht. Mit mir ist nicht gut Kirschen essen." —

Da wurde es ruhig im Stall.

Als ich Abends zum Essen in der Stube erschien, arbeitete das Mädchen gleichmütig, als ob nichts geschehen wäre, am Herde, neben der Bäuerin, die mir jetzt am lodernden Feuer gelber und widerwärtiger vorkam als je zuvor. Sie schaffte hastig und angestrengt, mit fest zusammengekniffenem Munde, ohne mit einem Blicke sich um die Magd oder den Bauern zu kümmern; der saß am Tisch unter dem Kruzifix und bastelte an seiner Pfeife. Auf seiner Stirn hatte sich eine harte Falte eingegraben.

Nach dem Essen setzte er sich zu mir auf die kleine Bank unter dem Kreuz, das nach dem Blitzstrahl notdürftig wieder zusammengeflickt war.

„Nehmen Sie's nit in Übel, Herr," sagte er, „wenn ich jetzt etwas fragen thu, was mich ja wohl eigentlich nichts angeht. Aber Sie sind jetzt schon lang da heroben bei uns und sind alleweil fein gewesen, daß i hoff' meine Frag' wird nichts verschlagen." Er zögerte und wartete wohl auf eine Ermunterung von meiner

Seite; aber ich ſchwieg, und ſo blieb ihm nichts übrig, als fortzufahren.

„Sehen Sie, Herr,“ ſagte er, „ich könnt' ſchon verſtehen, daß man ſich, wenn's einem irgendwie nicht gut gegangen iſt, aufſetzt und einen andern Ort ſucht, wo's einem beſſer gefallen könnt. Itzt mein ich halt, daß Ihnen auch etwas verquer gegangen iſt, und daß Sie gemeint haben, da bei uns heroben wird alles gut ſein, weil's Außiſchaug'n ſoviel ſchön iſt und ſo halt. Ja, das wär ſchon gut, und ſchaffen thun wir alle, weil wir ſchaffen müſſen, aber ka Freud iſt nicht dabei, und da frag ich mit Verlaubnis, ob Sie nicht vielleicht halt doch ungern da ſind, wo kein's lacht und kein's einen guten Zuſpruch findet.“ Ich ſchüttelte den Kopf und nahm ſeine Hand, denn er that mir leid.

„Chriſtbauer, wenn Sie mich weg haben wollen, müſſen Sie es ſchon anders anfangen. Mir gefällt's da heroben ſehr gut und grad ſo wie es iſt. Daß nicht viel geredet wird, und daß das Lachen bei Ihnen nicht zu Haus iſt, das ſtört mich weiter nicht. Alſo wenn Sie keine andre Sorge haben, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich nicht bei Ihnen bleiben kann. Lange dauert die Freude ſowieſo nicht mehr. Denn im September geht's ja wohl in's Dorf zurück, wenn ich recht berichtet bin.“

„Ja im September, ſo um die letzten Täg', fahren wir ab . . . wenn wir abfahren,“ ſetzte er nach einer Weile mit gepreßter Stimme hinzu. „Mir iſt alleweil, als ob nicht alles gut ausginge. Ich bin halt

ſoviel unluſtig und thät den letzten Schnaufer heut ſo gern wie morgen.“

Er ſchaute düſter vor ſich hin und entlockte ſeiner Pfeife mächtige Rauchwolken.

Da ſchwieg auch ich. Was ſollte ich ſagen? Sollte ich ihm raten, das Leben zu nehmen wie es iſt, das Gute daraus zu bewahren und zu hüten, das Schlimme abzuſchütteln, als ob es ein Waſſertropfen wäre? Sollte ich etwas derartiges ſagen, ich, der ich ſelber mich nicht an ſolche Axiome kehrte, der ich hinausgegangen war aus dem normalen Leben des Kulturmenſchen und mich in eine Einöde geſtürzt hatte, um eines Mädchens, um eines Geredes willen, das mich peinigte?

Ich ſchwieg und ſah nach den Gletſchern hinüber, auf denen der letzte, rote Schein des Abends lag. Da ſtand der Bauer ſchwerfällig auf und ging nach kurzem Nicken des Kopfes langſam dem Heuſtadel zu. Er ſchritt gebeugt einher, als ob etwas auf ihm läge, was ihn hundertfältig niederdrückte.

Auch einer, der unter dem Zeichen der Lebensnot auf die Welt gekommen iſt. —

Es wurde dunkel. Ich ging in die Stube und holte aus meinem Koffer einen kleinen weißen Handſchuh, den ich neben mich auf die Bank legte. Den ſtarrte ich an; ein weißer Fleck in der dunklen Nacht, die vom Oſten heraufgekrochen kam. Ich habe wohl drei Stunden ſo geſeſſen . . .

3. September.

Endlich bin ich unten im Dorf gewesen, um meinen sehr zusammengeschmolzenen Vorrat an Rauchbarem und Schreibmaterialien zu ergänzen. Ich wollte von niemandem gesehen sein. Denn ich kenne die Herrn vom Gericht und vom Steueramt. Aber der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht; als ich von der Post kam — ich hatte meiner Wirtin in der Stadt den Auftrag gegeben, etwaige Briefe postlagernd nach Kastelruth zu schicken — lief ich dem einen von ihnen grade in die Arme. Er zeigte sich sehr erfreut und fragte nach meinem Aufenthaltsort.

„Sie sind gewiß hier in der Gegend irgendwo in der Sommerfrische?“ sagte er. „Vielleicht kann man auch schon gratulieren. Ich habe mal etwas läuten hören, daß Sie heiraten wollten. Na wie steht's damit?“

„Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet; könnte nicht besser stehen; — aber ich muß fort, sonst komme ich in die Nacht hinein auf meinem Wege; ich bin nämlich im Ennebergthal drüben. Entschuldigen Sie also und auf Wiedersehen, Herr Adjunkt“, und ich wollte eilends fort.

Aber so leicht ließ er mich nicht locker. „Nein, nein, lieber Herr Wielandt, ein Glas Wein müssen wir doch noch mit einander trinken. Kommen Sie, beim Turmwirt giebt es einen ausgezeichneten Traminer.“

„Nun, ich habe zwar nicht viel Zeit. Aber weil Sie es sind. Sie gehen vielleicht unterdeß voraus;

ich habe noch eine Kleinigkeit zu beſorgen; in einer Viertelſtunde bin ich bei Ihnen."

Auf dieſes Arrangement ging er ein; ich aber drückte mich hinter der Kirche herum nach meinem Wirtshaus, ließ meine Sachen zuſammenpacken und machte mich, nachdem ich den Auftrag gegeben, ſie mir gleich am ſelben Tage noch nachzuſenden, ſpornſtreichs auf den Heimweg. Der Herr Adjunkt kann beim Turmwirt warten, bis er ſchwarz wird.

Ich war ſehr niedergeſchlagen, als ich durch den Lärchenwald über die glatten Steinplatten des Almweges der Höhe zueilte.

Was wollte nun dieſer Menſch von mir? Kann man denn nicht ungeſchoren bleiben? Muß man dem erſten, beſten Rede ſtehen? Und wieder dieſe Verlobung! Ha! Ha! Er weiß noch nichts von der Karte mit dem eingepreßten Monogramm, die mir ſoeben auf der Poſt eingehändigt worden iſt: ein dünnes weißes Kartonblatt, auf dem zu leſen ſteht: Edmund Soundſo und Frau, geborene Soundſo, beehren ſich ihre Vermählung anzuzeigen. Schön, die haben geheiratet! Alſo wird ſie jetzt nicht mehr auf Bälle gehen? Oder vielleicht thut ſie es doch noch in Zukunft. Nur iſt dann der Herr Gemahl dabei; der wird ſchon aufpaſſen, daß ſie keine fremden Herren küßt. Das wird ihr fehlen, fürchte ich. Nein . . .

Ich war in Schweiß gebadet. Es war ſehr ſchwül auf dem Almweg. Als ich die Stelle erreichte, wo der Pfad durch ein natürliches Steinthor aus dem Hochwald in die freie Weide hinausführt, warf ich

mich zu Boden. Unten in der Tiefe der Former Lahn brauſte der Bach. Weit und breit kein menſchliches Weſen; nur ein paar Kühe weideten drüben an den graſigen Hängen des Spitzbüchels. Da nahm ich die weiße, goldgeränderte Karte zur Hand und ſchleuderte ſie gradaus in die Luft. Sie beſchrieb, ſich um ſich ſelber drehend, einen eleganten Bogen, ſenkte ſich dann lautlos zur Tiefe und verſchwand in der mit dichtem Krummholz und Wachholderſträuchen bewachſenen Schlucht. Dann warf ich Steine nach, unerſättlich, immer mehr; die polterten und krachten wenigſtens; ich zählte, wie oft ſie auffielen; und je öfter das geſchah, um ſo befriedigter war ich. Den kleinen Steinen folgten große Platten, ſchwere runde Kieſel, ein ganzer Berg; da unten in der Schlucht mußte ſich ein großer Trümmerkegel aufgehäuft haben. Ich ließ erſt nach, als mir der Arm ſchmerzte.

Noch ein Brief war da, den ich bekommen hatte; die Adreſſe zeigte eine feſte, kaufmänniſche Hand; er mochte wohl von Braune ſein. Ich las ihn nicht. Der hatte Zeit. —

Ah! Daß mich nun das Zuſammentreffen mit dieſem Menſchen, den ich von der Stadt her kannte, wieder ſo aufgeregt hatte! Es war ja ein Unſinn, daß ich mich aufregte; aber ich war nun einmal ſo. —

Nach einer Stunde ſetzte ich meinen Weg fort. Ich ſtieg auf den Puflatſch hinauf, trotzdem ich dort gar nichts zu ſuchen hatte, und ſaß eine Weile bei dem Wetterkreuz auf dem nördlichen Gipfel. Dann kehrte ich wieder langſam zurück und irrte den ganzen Abend

faſt auf der weiten Alp herum. Erſt als die Sonne hinter dem Tonalepaß ſank, machte ich mich auf den Heimweg. Die Füße trugen mich kaum mehr, als ich in tiefer Nacht die Chriſt-Sennhütte erreichte.

---

6. September.

O die Nächte, die einſamen Nächte! Bei Tag ſehe ich hinaus in die Sommerhelle, ſehe die Berge ſtehen in ihrer ſtillen Majeſtät, ſehe ſie in den Himmel ragen, der ſich blau und unendlich über ihnen wölbt. Ich ſehe in der klaren Luft des Hochgebirgs den Geier ſeine Kreiſe ziehen, ich ſehe, wie er plötzlich herabſtürzt auf die unſichtbare Beute; ich ſehe im Felsgeklippe das Murmeltier, wie es ſich ſonnt am Eingang ſeiner unterirdiſchen Höhle; das Edelweiß nickt in den Wänden; die Raute ſchwankt im Morgenwind. In den Felſen gehen Steinlawinen nieder. — Ich ſehe, wie ſie im Hauſe um einander ſchleichen, die Beſtien. Es iſt ein erbittertes Leben und ein ewiges Drohen mit dem Tode. Hinter dem wütenden Paroxysmus der Luſt lauert das Meſſer, das ſich nach Blut ſehnt. Die Klinge blitzt im Sonnenlicht. — Bei Tag ſehe ich das alles; ſo viel ſehe ich und bin's zufrieden.

Aber die Nächte, die einſamen Nächte! Da ſteigen Bilder vor mir auf, die ich haſſen möchte und doch nicht haſſen kann. Ein weißer Arm und rote Lippen und lachende Augen! Wir wiegen uns im leichten

Walzertakt. Und ein ſchmeichelnder Mund flüſtert Liebesworte . . .

---

7. September.

Als die Mauren hinausgezogen waren aus der Stadt ihrer Väter, die der Feind genommen hatte, da hielten ſie ihre Roſſe noch einmal auf dem Hügel an, von dem man hinabſieht auf die weißen Häuſer. Und Boabdil ſtarrte hin auf das Schloß, das ihm teuer war. Die Abendſonne lag auf den Zinnen der Alhambra; und ſie glänzten wie reines Gold. Da ſeufzte er . . .

Es giebt eine Mauer in Jeruſalem, an der die Juden weinen. Sie haben das Haupt mit Aſche beſtreut und ringen die Hände. Der Staub liegt auf Trümmern, die den Jahrtauſenden getrotzt haben. Da war einſt Gold und Marmor, und nun . . .

Ein Rauſchen und Brauſen zieht über das Gemäuer, und neuen Sand ſchüttet der Wind aus der Wüſte über die Ruinen . . .

Alcibiades, warum haſt du dich aus der Heimat verbannt?

Nicht ich habe mich verbannt; die Heimat ſtieß mich in die Fremde hinaus.

Trauerſt du, Alcibiades?

Nein, ich traure nicht; denn auch in Perſien geht im Oſten die Sonne auf.

Aber ſie geht auch unter.

Ja, im Weſten ſinkt ſie in das Meer, da wo die Heimat liegt; laß mich weinen, Fremdling . . .

---

9. September.

Ein Autodafé habe ich veranſtaltet, oben auf der Anhöhe beim Wetterkreuz. Einen weißen Handſchuh habe ich den Flammen übergeben, eine Ballſchleife und ein paar vertrocknete Blumen. Es war ein großer Holzſtoß, und ich ſang: Kyrie eleiſon.

Die Magd, die aus dem Stall mit dem Milcheimer herausgetreten war, ſchaute zu. Da kam ein Windſtoß und fachte die Flammen an. Ich war fröhlich.

Am frühen Morgen im Walde! Der Höhenrauch hängt in den Bäumen und in Flechten, die lang herabwehend an den Zweigen laſten. Es iſt ſo ſtill . . .

Nur ein Habicht flattert auf aus ſeinem Neſt dort im Gipfel der alten Tanne. Die Morgenröte iſt noch nicht auf den Felſen; klare Quellen rieſeln im Moos. Man tritt weich wie auf einem Polſter.

Da geht ein Wiegen durch die Baumgipfel; der Morgenwind hat ſich aufgethan und fährt in die

flatternden Nebel und ſchüttelt den Tau von Gras und Nadeln. Die Gletſcher in weiter Ferne ſind ſanft errötet. Sie lächeln wie ein junger Frauenmund. — —

Da bin ich nun im öden Felskar. Zu beiden Seiten und vor mir gehen zerklüftete Wände in die Höhe. Nur hinter mir iſt noch ein enger Auslug in das grüne Land der Tiefen. Hoch oben tönt ein Rauſchen; in ſchmalen Felsſpalten ſtürzen die Waſſer dem kleinen Gletſcher zu. In ſeinen Riſſen und Runſen ſickert es weiter, bricht aus ſeiner zerklüfteten Zunge hervor und verliert ſich plötzlich im Kalkſteingewirr.

Alles Leben hat der Fels ertötet; was von den Wänden der Lawinenſchnee herabbringt, was am frühen Morgen der Felsſturz in die Tiefe ſendet, ſchichtet ſich auf zu den Geröllfeldern, die das Leben erſtickt haben. Da ſind Höhlungen unter ihnen, die das Waſſer aufnehmen und verbergen, bis es ſich weiter unten, wo das kurze Gras der Hochalm beginnt, und wo das Krummholz Wurzel geſchlagen hat, wieder aus ſeinem Kerker befreit und in rieſelnden, befruchtenden Quellen der Oberfläche giebt, was der Oberfläche iſt. —

Hier oben im Kar iſt alles tot. An den braunen Felswänden ziehen ſich ſchwarze Streifen zu Thal; es ſind Eisrinnen, ſtaubbedeckt vom Steinfall. Seltſame Felsnaſen und Pfeiler hat das Waſſer herausgearbeitet. Der Himmel darüber iſt blau, von einem tiefen, unergründlichen Blau.

Vor mir aber geht der Geröllhang, von den an einandertretenden Wänden in eine enge Rinne gepreßt, zum Joch in die Höhe.

Es ist alles tot und seltsam. — Nur das Geröll unter meinen Füßen rutscht, und Steine, die ich losgetreten, gehen in die Tiefe, und feiner Sand rieselt nach.

Kümmerliches Moos hat sich in Spalten geklemmt und Blüten getrieben. Der Alpenmohn mit seiner gelben Krone steht da und nickt.

Hinter mir in engem Ausblick das grüne Land der Thäler . . .

---

12. September.

Endlich habe ich es über mich vermocht, Braunes Brief zu lesen. Er starrt natürlich vor Widerwärtigkeiten.

„Man weiß, wo Sie sind," schreibt er. „Man weiß nicht nur, daß sie die Seiser Alm zu ihrem Sommeraufenthalt gewählt haben, sondern auch, daß es eine ganz bestimmte Sennhütte ist. Sehen Sie, das Verstecken nützt eben nichts, und eines schönen Tages werde ich selber angerückt kommen, trotzdem Sie sich nicht allzu höflich von mir verabschiedet haben. Das soll übrigens kein Vorwurf sein; denn ich habe sehr gut gesehen, daß Sie etwas nervös waren in der letzten Zeit, und auch das ist sehr verständlich. Ich an Ihrer Stelle wäre es auch gewesen. —

Ich fürchte ſogar, daß Sie noch nicht ſehr gekräftigt und ausgeruht ſind; denn man erzählt ſich ſeltſame Dinge. Da ſoll da oben auf dieſer Sennhütte nicht weit vom Plattkofel ein fremder Herr wohnen, der den lieben langen Tag nichts thut, als daß er vor ſich hin ſtarrt und gelegentlich mit haſtiger Schrift große Papierbogen bekritzelt. Der Nämliche hat ſich einen Bart ſtehen laſſen und ſoll gegen früher weſentlich verändert ausſehen. Man meint, eine unglückliche Liebe ſei im Spiel. Nun paßt dieſe Beſchreibung ja ſonſt ganz gut auf Ihre werte Perſon; aber der letzte Paſſus hat mich ſtutzig gemacht. Haben Sie mir doch ſelbſt vor Ihrer Abreiſe noch erklärt, daß Sie auf Verlobungen, von denen gelegentlich einmal die Rede iſt, pfeifen, und daß Sie es ſehr gut verſtehen können, wie ein junges Mädchen z. B. den Edmund Wachter heiratet. (In Parentheſe will ich hier gleich hinzufügen, daß dies Ereignis unterdeß eingetreten iſt, wie Sie vielleicht erfahren haben werden. Das junge Paar ſoll ſehr glücklich ſein.) Nun frage ich Sie alſo bloß, wie man drauf kommen kann, zu behaupten, daß Sie jener fremde Herr ſind? Es iſt natürlich ein Irrtum; ſollten Sie aber wirklich auf der Alp Sommerwohnung genommen haben, was ich nun wohl doch nicht bezweifeln kann — ich richte daher auch dieſen Brief nach Kaſtelruth, wo Sie ihn wohl finden werden — ſo hat ſich eine Legende um Ihre Perſon gebildet, ein Mythus gradezu, über den ich natürlich lache. Denn ich kenne Sie beſſer und weiß, daß es Ihnen

niemals einfallen wird, zum Zeitvertreib den Dekadenten zu spielen. —

Werden Sie nur nicht ungeduldig über diese Zeilen und lesen Sie sie bis zu Ende. Sie sollen nicht meinen, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten menge, ohne dazu berechtigt zu sein. Sie haben mir einmal einen großen Dienst geleistet — — Sie wissen, was ich meine — ich bin Ihr Schuldner und glaube mich nicht besser revanchieren zu können, als indem ich unangenehme Gerüchte zerstreue, die sich an Ihr plötzliches Verschwinden aus der Stadt geheftet haben.

Da sprach ich z. B. neulich auf Wachter's Hochzeit mit der jungen Frau. Ich sagte, daß man ihrer heute wohl auch hoch oben in den Bergen gedenken werde. Einer ihrer eifrigsten Tänzer sei auf der Seiser Alp. So! meinte sie; wer das wohl wäre. Ich ließ sie raten. Aber sie kam nicht drauf, bis ich es gradezu sagte. Sie schien sich zu freuen darüber. Sie wurde ganz rot vor Freude und bat mich, ich möchte Ihnen einen Gruß und Dank ausrichten, wenn ich einmal an Sie schreiben würde. Ich thue dies hiermit.

Der Brief ist lang geworden, wie ich eben sehe. Bevor ich aber schließe, möchte ich Ihnen nur noch sagen, daß ich an unserm Stammtisch verbreitet habe, Sie wären auf der Alm, um Ihrem Jagdbedürfnis Genüge zu leisten. Das geschah, um ein für allemal den Gerüchten, die über den Grund Ihrer Abreise im Schwange sind, die Spitze abzubrechen. Leider erinnerte ich mich erst zu spät dran, daß Sie sich häufig

ſehr ironiſch über Jagd und Jäger ausgeſprochen haben, und daß man vielleicht Kenntnis hat von Ihrer Abneigung gegen dieſen Sport. —

Schreiben Sie einmal."

Das war ſein Brief. Wie ſehr er ſich Mühe giebt, ſeinen Haß gegen mich zu offenbaren! Ich höre ihn mit den Zähnen knirſchen. Ah! das thut wohl. Schöner Dienſt, den ich ihm geleiſtet — „Sie wiſſen, was ich meine." Freilich weiß ich es, oh! ſehr gut. Nicht umſonſt habe ich ſeine Bemühungen, an Elſe heranzukommen, vereitelt; nicht umſonſt trat ich ihm in den Weg, wo immer er ſich ihr näherte. Immer hatte er das Nachſehen.

Ja, da begreife ich wohl, daß er überall erzählt, ich ſei auf der Alm, nur um meiner Jagdpaſſion zu fröhnen. Nicht übel, das mit der Jagd. — — Ich lache über ihn. —

---

14. September.

Heute Mittag haben ſie den armen Teufel gebracht, der vorgeſtern beim Edelweißpflücken in den Wänden des Plattkofels ſein Leben hatte laſſen müſſen, weil ihm die „ſaligen Fräulein" erſchienen ſind. Wer ſie ſieht, der kann dem Berge nicht entkommen, der muß hinunter in die dunkle Schlucht, aus der kein Weg mehr zu Thal führt.

O, sie sind grausam, die „Saligen“; sie nehmen, was da kommt, ob jung ob alt.

Dieser stand im Mai des Lebens. Man wird um ihn weinen.

Aber wer weiß? Ich kenne einen, der auch noch nicht zu den Alten gehört; und doch glaube ich nicht, daß seinetwegen Thränen fließen würden, wenn er einmal im Steingeklüft einen Fehltritt machen sollte.

. . . In einen Sack hatten sie die furchtbar zertrümmerte Leiche gethan, damit man sicher sein konnte, die blutigen Glieder beim Transport schön beisammen zu behalten.

Ein Gendarm mit aufgepflanztem Bajonett ging dem Zuge voraus; die hohe Obrigkeit ist dazu da, um festzustellen, wen etwa eine Verantwortung treffen könnte. Ja! sucht nur! Vielleicht könnt ihr die „Saligen“ erwischen und in's Loch stecken; sie haben schon viel Unheil angerichtet. Sie sind die allein Verantwortlichen und vielleicht nur noch der, den ihr da in einem blutigen Sack zu Thale führt. Der hat aber nichts mehr zu bereuen und braucht sich vor Strafe nicht zu fürchten. — Wie gut hat er's doch. —

Hinter dem Gendarmen kam ein alter Führer mit einer brennenden Laterne in der einen Hand. In der andern trug er den Hut. Das graue Haupt hatte er auf die Brust gebeugt. Es war nicht das erste Opfer der Berge, dessen letzte Abfahrt von der Alm er geleitete. Er kannte den Rummel. Einen Sohn hatte er auch schon einmal hinuntergeführt. In seinem

vom Alter und vielen Mühſalen durchfurchten Antlitz wetterleuchtete es. Aber an ſeinem feſten Schritt und der Art, wie er den klingenden Eispickel auf den herbſtlichen Boden aufſtemmte, erkannte man, daß er ungebrochen war. Der ließ ſich nicht beugen. Nur in ſeinem Innern wütete der Haß gegen die Gewalten des Hochgebirgs, ein Haß, der mit der Liebe zu den Bergen ſchwer geſtritten haben muß. —

Dann kam die Karre, auf der, unter Krummholzzweigen verdeckt, der Sack mit der Leiche lag. Er war auf zwei Räder und lange Schleifen geſetzt, die die Erſchütterung des Fuhrwerks auf dem ungleichen, welligen Alpenboden vermindern ſollten. Überflüſſige Sorge! Der da lag, ſpürte nichts mehr. — Ein altes weißes Pferd war vorgeſpannt. Gleichmütig zog es ſeinen Wagen, als ob ein Mehlſack drauf läge und nicht einer, der blutige Knochen und zerfetztes Fleiſch von einem abgeſtürzten Menſchen enthielte. Ein halbwüchſiger Junge führte das Pferd am Zaum. Und dann kamen noch ein paar Führer, barhäuptig, mit finſtern, entſchloſſenen Mienen. Sie trauerten nicht. Denn ſie ſind dieſen Tod gewöhnt; jeden Tag trotzen ſie ihm; ſie haben ihm immer noch ein Schnippchen geſchlagen. Nur erbittert ſind ſie jedesmal, wenn ſie eine Leiche zu bergen gingen, daß er wieder einmal triumphiert hat, er, ihr perſönlicher Feind, dem ſie keinen Sieg zu gönnen vermögen, und ſie ſchweigen in finſterem Haß. — —

Der Himmel war blau, und der Plattkofel ſah ſtill und gewaltig auf ſein Opfer herab, das ein

weißes Pferd über die herbstlich fahle Alm nach dem Thale hinunter führte.

Der Zug kam langsam näher und machte eine kurze Rast vor unserer Hütte. Die Weiber knieten hin und sprachen ein Vaterunser. Eine zufällig bei uns anwesende Touristin, eine junge Frau aus dem Flachland draußen, bekam einen Weinkrampf. Ihr Schluchzen klang herzzerbrechend über die stille, weite Halde. Ihr Mann suchte vergebens sie zu beruhigen. Sie weinte immer stärker.

Der Bauer brach in einen Fluch aus und verschwand im Hause. Und ich stand mit gebeugtem Haupte vor dem Karren. Zweiundzwanzig Jahre sind diesem da beschieden gewesen. Was für Sorgen und Mühen hat ihm der Plattkofel erspart!

Vielleicht aber wäre er glücklich geworden! Wer weiß? Vielleicht hat er dahingehen müssen, während ein Mädchenherz für ihn in Liebe glühte. Die weint vielleicht über einer Depesche in ihren Händen. Und wenn der Tote noch eine Mutter hat?

Muß man nicht fragen:

„Sag' mir, was bedeutet der Mensch? Woher ist er kommen,
wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort." — —

Die Führer brachen wieder auf. Der Karren schwankte dahin über die abgemähten Wiesen, und um

eine vorſpringende Ecke des Hügels verſchwand der ſtille Zug . . .

Ich bin nach der Stätte hinaufgegangen, wo man die Leiche gefunden hat. Dort herrſchte Schweigen. Auf blutbeſpritzten Steinen fand ich ein goldenes, verbeultes Medaillon, wohl von der Uhrkette des Verunglückten. Es ließ ſich nur mit Mühe öffnen. Eine blonde Locke lag darin. Ich will es in's Dorf hinunter ſenden; die können es dann weiter ſchicken an die richtige Adreſſe . . .

---

19. September.

Der Herbſt iſt ſchnell gekommen. Als die Mäher abzogen von der blumenberaubten Alm, haben ſie den Sommer mitgenommen, in's Thal hinunter, wo er noch eine Weile vegetieren mag. Hier oben iſt der Sommer tot.

Die weiten Wieſen ſind kahl und gelb. In den Runſen des Hochgebirges iſt der Schnee faſt gänzlich verſchwunden. Das blanke Eis, das er bisher gedeckt hatte, glitzert im Sonnenlicht. Die Gewitter, die noch im Auguſt ſo oft über die weite Fläche der Alm zogen, ſind vorüber. Tag für Tag ſteht ſtrahlend die Sonne am dunkelblauen Himmelsgewölbe. Alle Dünſte ſind verſchwunden. Die fernſten Berge ſcheinen ganz nahe gerückt zu ſein.

Und die Nächte ſind kühl und ſternenhell. Es

geht in ihnen ein seltsames Raunen über die Alpe. In der Ferne, in den Schluchten des Rosengartens, im öden Kar des Langkofels donnert es zuweilen, wenn Steine niedergehen. Dann wird alles wieder ruhig, und die Berge stehen in ihrer Einsamkeit und lauschen auf das leise Rieseln des Wassers in ihren Eingeweiden.

Ich sitze oft des Nachts im Freien und lasse mir von der ruhigen Welt um mich Geheimnis um Geheimnis erzählen. Zuerst verstand ich nicht, was die Nacht gesungen hat. Aber da nahm ich den Kopf in die Hände und horchte gespannt hin auf das seltsame Tönen, das von überallher auf mich eindrang. Und mein pochendes Herz hörte ich. Und mein Denken trug mich hinaus in die Einsamkeit.

Ich schärfte mein Auge und sah den seltsamen Ausdruck, den die Nacht um mich mit ihrem ungewissen Schein den Felsengipfeln aufgeprägt hatte. Die Geißlerspitzen mit ihrer kühnen Neigung nach Süden schienen mir eine Schar von gepanzerten Kriegern zu sein, auf der Flucht vor dem gewaltigen Antlitz des Langkofels, der ernst und greisenhaft die Alm beherrschte. — In lichtblauer Ferne standen andre Grödner Berge, mit seltsamen Zacken, ein ganzes Heer von Grenzwächtern. Die Roßzähne hoben sich scharf vom Himmel ab mit ihrem vom Wetter zerfressenen Grat, wie ein alter, verfallener Zaun, der die Wiese, die weite Alm, beschützt vor feindlichem Einfall. Die Sennhütten darauf, auf deren Dächern weiße Steine durch die stille Nacht leuchteten, lagen geduckt und friedlich da wie eine

Herde von Kühen, die sich auf der Weide zur Ruhe gelagert haben.

Hinter uns breit und düster die Mauern des Rosengartens mit ihrem fast eben hinlaufenden Grat, hinter dem der Himmel eine hellere Zone zeigte, als ob da jenseits des furchtbaren Schutzwalls eine andere, strahlendere Welt läge. —

Der Plattkofel aber hatte das geheimnisvollste Antlitz. Die breite, schräge Fläche, die von seinem Fuß bis hinauf zum Grat in jäher Flucht emporstrebte, gleißte und glitzerte im Licht des Mondes und der blinzelnden Sterne. Sie schien so nahe, daß man vermeinte, sie mit einem Steinwurf erreichen zu können.

Zwei lange Furchen teilten die Platte in drei gleiche Felder. Wie bleiche, verwitterte Knochen schimmerte das Geröll, eine Wahlstatt sonder Gleichen, ein Schlachtfeld, auf dem vor tausend Jahren die Völker auf einander stießen und sich vernichteten.

Und hinter den Felsgipfeln ganz in der Ferne, mit dem Himmel in eins verschwimmend, weiße Gletscher. Über ihnen ewige Sterne. —

Nichts regt sich. Alles schläft, die Berge, die Wälder und die Menschen. Und nur die Sterne halten ihre Zwiesprache. Ich habe sie wohl verstanden. —

---

23. September.

. . . Braune hat seine Drohung wahr gemacht und ist gekommen. Ich pflegte sonst meine Sonntage nicht

in der Sennhütte, ſondern immer irgend wo oben auf einem Gipfel zu verbringen, ſchon um den Ausflüglern aus dem Wege zu gehen, die des Sonntags die ganze Alm und alle Sennhütten, ſelbſt die entlegenſten, wie die unſrige, unſicher machen. Nun hatte ich mir aber vorgeſtern unglücklicherweiſe den Fuß vertreten, als ich im Pitzbach nach Verſteinerungen ſuchte, und mußte das Haus hüten. So konnte ich ihm nicht aus dem Wege gehen.

Er grinſte über das ganze Geſicht, als er mich ſah. Mir gab es einen Stich in der Herzgegend. Ich kann ihn nun einmal nicht leiden. Ich reichte ihm aber doch die Hand, als er mich lachend begrüßte, und nahm mir vor, recht liebenswürdig zu ſein und mich durch nichts aus der Faſſung bringen zu laſſen.

„Hurra! Da haben wir ja den Ausreißer," rief er mir triumphierend zu. „Hab' ich's Ihnen nicht geſchrieben, daß ich Sie finden würde? Da bin ich nun."

„Das ſehe ich; und weil ich's nicht ändern kann, ſo ſollen Sie in des Teufels Namen willkommen ſein. Sie danken es nur einem verſtauchten Bein, daß Sie mich zu Hauſe finden."

„O ich hätte gewartet, bis Sie wieder in die Hütte eingezogen wären, und wenn ich auf dem Heu hätte ſchlafen müſſen. Sie ſind mir eine ſchlafloſe Nacht ſchon wert! Nun, das wiſſen Sie ja."

Das wußte ich. Ich hätte es ſogar beinahe ausgeſprochen, daß ich ihn durchſchaute und genau wüßte, wie es gemeint ſei. Aber ich hatte mir vorgenommen

liebenswürdig zu ſein und behielt daher meine Weisheit für mich.

Er ſah nicht gut aus; gelb und vertrocknet, zahlreiche Falten in dem Geſicht, das früher ſo rund und lachend in die Welt geſchaut hatte. Ich ſagte es ihm.

Ja, ja ich hätte Recht. Ich wüßte ja, ein Sommer in der heißen Stadt bekomme niemandem gut. Es ſei bodenlos heiß geweſen im Auguſt. Er ſei froh, einmal hier heroben friſche Luft atmen zu können.

Aber ich ſollte von mir erzählen. „Von mir iſt nichts zu erzählen. Ich fühle mich außerordentlich glücklich auf der Alpe. Sie wiſſen ja, mit meinem Hang zur Einſamkeit . . .“

„So! den kannte ich früher gar nicht. Im Gegenteil. Sie haben ſich doch erſt im letzten Winter z. B. in das Ballgewühl geſtürzt, da wo es am dichteſten war. Naja! man ändert ſich ja gelegentlich. Und wenn die Nervoſität einmal über uns kommt, dann iſt es aus. Sehen Sie z. B.: der Max Gröbert; was für ein kräftiger, energiſcher Mann iſt das geweſen! Und nun auf einmal geht er her und verliebt ſich in eine italieniſche Näherin, die Gigia, — Sie kennen ſie doch! Wiſſen Sie, das große, ſchöne Frauenzimmer, ſozuſagen ein ſtadtbekanntes Weib! Alſo in die verliebt er ſich. Sie nimmt ſeine Huldigungen freundlich entgegen. Aber er rührt ſie nicht an. Er hat Ehrfurcht vor ihr, vor der Gigia. Können Sie das verſtehen? Nun, er iſt immer ein ſeltſamer Menſch geweſen.

Er will sie retten, will sie aus dem Sumpfe zu sich emporheben; er benimmt sich wie ein Schüler, der zum erstenmal in ein verrufenes Haus kommt und dort für eine der Insassen sich mit einem Dutzend betrunkener Matrosen herumschlägt, weil diese es gewagt haben, sie zu umarmen. Ha! ha! Also er schwört auf die schöne Seele der Gigia! Sie kann gerettet werden, sie ist noch nicht innerlich verderbt. Und er sitzt die Abende in ihrer Wohnung und himmelt sie an und wagt es vor lauter Ehrfurcht nicht, ihre Fingerspitzen zu berühren. Bis es ihr schließlich zu dumm wird. Wenn er nur dummes Zeug schwatzen wolle, so danke sie für Backobst. Dann solle er nur gehen. Sie erwarte sowieso Besuch. Da fiel er vor ihr auf die Kniee — sie hat es mir später selbst einmal erzählt — und weinte. Schließlich hat sie ihn hinausgeworfen. Und was macht er nun, dieser Mann, der vor Kraft und Schönheit strotzt? Er geht hin und erschießt sich, erschießt sich um einer Gigia willen. Die lange Qual hat ihn mürbe gemacht."

Ich erwiderte nichts darauf. Aber das Unbehagen, das der Anblick dieses Menschen, gleich als er in das Haus trat, in mir erzeugt hatte, verstärkte sich zu einem unerträglichen Gefühl.

Ich ertrug es nicht mehr, in der niedrigen, qualmigen Stube zu sitzen, sondern machte ihm den Vorschlag, ins Freie zu kommen. Im Fuß verspürte ich bei jedem Schritt schauderhafte Schmerzen, aber ich suchte sie zu überwinden. In der That wurde es auch

beſſer, als wir erſt ein Stück gegangen waren. Braune lachte derweil und erzählte in einem fort allerhand Skandalaffairen.

„Kannten Sie die Baronin Derenberg?“ „Ich glaube wohl.“ „Die Dame mit dem rotblonden Haar, die auf dem Ball des Gerichtspräſidenten ſolches Aufſehen gemacht hat?“

„Ja, ich habe ſie einmal im Theater kennen gelernt.“

„Schön! Sie kennen ſie. Alſo dieſe Dame hat ihre Netze ausgeworfen. Und als ſie ſie wieder herauszog aus dem Tümpel, den man die Geſellſchaft nennt, da hatte ſich ein Gerichtsadjunkt darin gefangen, ein ſchmächtiger, blonder Herr, der über ebenſoviel Geld als Protektion verfügt. Bis dahin war er ſehr fleißig und arbeitſam geweſen, hat ſogar irgend ein Buch geſchrieben, über eine nationalökonomiſche Frage, was weiß ich! Dieſer ſelbige Herr iſt nun auf einmal ganz verändert, vernachläſſigt ſein Amt, verſchläft die Sitzungen. Kurz, man wird aufmerkſam und erteilt ihm einen mächtigen Rüffel; daraus macht er ſich aber auch nicht ſo viel ... Er will die Dame heiraten und verſendet Verlobungsanzeigen.

Eines ſchönen Tages aber heißt es auf einmal, daß die Baronin Derenberg verſchwunden iſt, notabene mit Hinterlaſſung beträchtlicher Schulden.

Nun, was ſoll er thun? Er bezahlt natürlich. Sein halbes Vermögen hat ihm der Spaß gekoſtet. Und über den lächelnden Mienen der lieben Mitmenſchen wird er ſchließlich ganz menſchenſcheu. Bei

der Versteigerung der hinterlassenen Sachen der schönen Baronin haben sich die Damen der Stadt um ihre kostbaren Seidenunterröcke gerissen. Das übrigens nebenbei! — —

Sehen Sie, das ist wieder so ein Fall, der beweist, daß das Weib für uns Männer eine ungeheure Gefahr ist, wenn wir mehr von ihm verlangen, als lediglich die Befriedigung unseres männlichen Appetites. So weit gut; alles übrige ist von Übel. Das ist wenigstens mein Prinzip, und ich befinde mich wohl dabei."

Ich betrachtete ihn prüfend; da schlug er die Augen nieder. Lügner! dachte ich bei mir. Du redest auch nicht, wie du denkst.

Er war eine Weile ruhig, hielt das Schweigen aber nicht lange aus; ich sah es ihm an, daß eine starke Unruhe in ihm wütete. Und das machte mich ganz glücklich. Ich kam mir so überlegen vor. Ich hätte ihm sagen mögen: Siehst du, Heuchler, du kommst hier herauf, um mich zu peinigen, um mir allerhand häßliche Dinge zu erzählen, und schließlich soll das eine wieder herhalten, was mich in die Einsamkeit getrieben hat. Du kommst herauf, um dich an den Zuckungen des Opfers zu weiden. Du hast auf dem Wege hierher vor Lust gejauchzt und gesungen. Und nun bist du da und findest den, den du sterbend wähntest vor Qual und innerer Unruhe, gleichmütig und gefaßt.

Das konnte ich ihm sagen, und er hätte es glauben müssen. Aber ich blieb still und schaute ihn nur an, wie er so neben mir über die herbstlich fahlen Hänge

einherging. Er plapperte schon wieder allerhand unerträgliches Zeug; es war ein Schwall von Worten; es mochte ihn erleichtern, daß er so den ganzen Unrat, den seine Seele barg, vor mir ausschütten konnte.

„Sehen Sie," sagte er schließlich, „da ist noch eine Geschichte in der letzten Zeit passiert, die für Sie von Interesse sein dürfte, weil Sie den Helden kennen. Ich meine den Kaufmann Brender. Der hat sich vor einiger Zeit mit einem jungen hübschen Mädchen verlobt. Kurze Zeit drauf wollte die Braut nach Wien zu Verwandten fahren, und da an demselben Tag sein verheirateter Freund, ein gewisser Senking auch nach Wien reiste, so vertraute er sie dessen Obhut für die Reise an. Gut! die beiden reisen ab. Natürlich giebt es Thränen auf dem Bahnhof. Der Bräutigam beschwört den Freund, über dem Mädchen zu wachen. Der verspricht es. Nach einiger Zeit erfährt Brender, daß man seine Braut mit dem Ehemann sehr vergnügt in Ischl gesehen hat, und dabei bekommt er Briefe von ihr aus Wien. Brender informiert sich geduldig weiter, und wie er den Schaden bei Licht besieht, stellt es sich heraus, daß die beiden Treulosen mit einander wie ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise das Salzkammergut besucht haben . . .

Nach drei Wochen schließlich kommt die Braut von „Wien" zurück.

Brender ist auf dem Bahnhof mit seinem Bruder und dem Vater der Braut. Er öffnet glücklich lächelnd die Coupéthür und als sie rosig und lachend herausspringt, um den Herzallerliebsten zu umarmen, wirft

er ihr den Handschuh in's Gesicht. Das heißt, das ist so zu verstehen, daß er den Handschuh anhatte und ihr damit in das Gesicht geschlagen hat.

Alles weitere können Sie sich ja denken. Die Exbraut ist jetzt in Deutschland irgendwo, und Senking, dem der Boden der Heimat gleichfalls zu heiß unter den Füßen geworden ist, zeigt ihr die großen Städte des verbündeten Landes. — Dies alles macht die Liebe, die große, hehre, befreiende Liebe, die das menschliche Leben erst lebenswert gestaltet. Wissen Sie, ich bin immer etwas schadenfroh, wenn derartiges passiert. Darin weiß ich mich übrigens eins mit Ihnen. Sie sind ja auch so ein Hagestolz, der die Weiber nicht ansieht."

„Wie kommen Sie darauf? Das ist ein Irrtum, mein Guter; weil ich mich jetzt in diese Einöde zurückgezogen habe, wo man keinen Menschen sieht? Nein nein, Sie irren, Braune. Was berechtigt Sie überhaupt zu dieser merkwürdigen Anschauung von meinem Verhältnis zu den Frauen? Warum erzählen Sie mir solche ekelhaften Skandalgeschichten und stellen sie noch dazu als eine Art Norm hin, während es in Wirklichkeit doch eben glücklicherweise nur seltene Ausnahmen sind. Sie haben wohl besonders gesammelt, um mir pikante Anekdoten unter die Nase reiben zu können. He? Wieviel haben Sie noch davon auf Lager?"

Ich kochte innerlich vor Empörung. Ich mußte es ihm sagen, was ich von ihm hielt; meine Erregung war so gestiegen, daß ich nicht ruhig neben ihm hergehn konnte.

Da war grade ein kleiner Tümpel in einer ſanft abgedachten Mulde; über dieſes Waſſer ſprang ich hinüber, machte meine Füße naß dabei und wütete drüben mit meinem Stecken in dem leicht vergilbten Weidengeſtrüpp. Die ſchmalen, trockenen Blätter ſtoben nur ſo in der Luft herum. — Ich nahm einen Stein, der am Waſſer lag, und warf ihn hinein, daß es hoch aufſpritzte. Und dabei ſtieß ich unzuſammenhängende Sätze heraus:

„Ins Irrenhaus müſſen Sie, ins Irrenhaus! Erzählt mir da dumme Sachen, nichts als Dummheiten“, und ich wühlte in dieſem Worte herum, als ob es ſein Blut wäre, ſein rotes Blut.

Er aber ſtand nur da und lächelte, halb verlegen, halb traurig; ſein vertrocknetes Geſicht ſah ſo jämmerlich dabei aus, daß etwas wie Mitleid in meinem Herzen aufkeimte.

Er that übrigens gar nicht, als ob er gehört hätte, was ich ſagte. Nur als ich wieder über das Waſſer ſpringend bei ihm ſtand, meinte er, ich ſollte doch mein Bein ſchonen; aber das ſpürte ich gar nicht mehr. Das Marſchieren hatte wohl gethan. Ich ſchleppte ihn darum weiter, bis hinauf auf die „Schneid“, von wo man auf die Marmolada und in's Duronthal ſehen kann. Dort warfen wir uns in das kurze Gras des Abhangs und ſtarrten ohne zu ſprechen in's Land hinaus. Wir rauchten beide.

Ob ich ſeinen Brief bekommen hätte, fragte er nach einer Weile.

Ja ich hätte ihn bekommen und mit unendlichem Vergnügen gelesen.

Warum ich nicht geantwortet hätte?

Man hat so viel zu thun, dies und das, ist auch nicht immer zum Schreiben aufgelegt. Und dann hätte ich auch gar nicht gemeint, daß er eine Antwort erwarte.

Ach so — dann verstehe er wohl.

„Was verstehe er dann, wenn ich bitten darf?"

Oh nichts. Das Wort sei ihm nur so herausgefahren.

Er wartete offenbar darauf, daß ich zuerst von ihr zu reden begann. Aber ich hütete mich; denn ich hatte mir vorgenommen ihn so weit zu bringen, daß er davon anfangen mußte. Und es quälte ihn, daß es so schwer war, das erste Wort zu sprechen. Es drückte ihn nieder; ich sah es wohl. Aber warum sollte ich ihm diese Pein nicht gönnen?

Und die Pein fiel auf mich selber zurück; wir sahen beide nichts von dem unendlichen Ausblick in grüne Thäler und auf starrende Felsen; wir sahen nichts und hörten nichts; unsre ganze Aufmerksamkeit hatte sich auf den Moment konzentriert, in dem das erste Wort über Else fallen würde. Und es mußte dazu kommen; denn er war ja nur deshalb auf der Alm aufgetaucht; oh ich durchschaute ihn und schwieg.

Da sagte er plötzlich: „Der Wachter soll sehr glücklich sein mit seiner jungen Frau. Ich bin auf der Hochzeit gewesen."

Er schaute mich starr an. In mir wühlte ein

unſägliches Gefühl der Übelkeit; aber ich bezwang mich und ſchwieg. Da fuhr er haſtig, ſich überſtürzend fort:

„Da haben die Leute natürlich auch wieder einmal etwas zu reden gehabt; über Sie, lieber Freund. Nun ich hab' ſie reden laſſen. Denn wenn die öffentliche Meinung einmal etwas als beſtehend angenommen hat, dann kämpfen Götter ſelbſt dagegen. — Laſſen wir ſie reden. Natürlich. Es iſt ja niemals etwas zwiſchen Ihnen geweſen. Ich weiß das beſſer."

Und wieder ſchaute er mich ſo ſeltſam an; in meinen Zügen wollte er eine Antwort leſen. Und es gährte gewaltſam in mir; aber ich ſchwieg.

Da ſprach er wieder, alles mögliche durcheinander werfend; er kämpfte mit ſich; er wollte deutlicher werden, beſann ſich aber immer noch, ehe es zu ſpät war. Ich ſchwieg verächtlich und ſah nach den fernen Gletſchern hinüber. Da ſprang er wütend auf und ſchrie mit vor Zorn zitternder Stimme: „Aber ſo reden Sie doch, Menſch! Sie ſind ja wie ein Fiſch. In drei Teufels Namen, ſo reden Sie doch!"

Ich ſtand gelaſſen auf und ſagte bloß „Schwätzer". Bloß das eine Wort: Schwätzer. Dann ging ich die Achſeln zuckend über die ſanft abfallenden Hänge der Sennhütte zu. Ich drehte mich nicht einmal nach ihm um. Nach zehn Minuten war er wieder hinter mir. Er ging ganz ruhig, ſtemmte bei jedem Schritt den langen Bergſtock ein und pfiff eine ſeltſame Weiſe, aus der eine Melodie nicht recht heraus zuhören war.

Am Abend ist Braune endlich abgezogen. Es war eine Erlösung, als er ging. Den ganzen Tag waren wir sozusagen um einander herumgeschlichen, wie zwei Menschen, die sich gegenseitig nach dem Leben trachten. Zuerst hatten wir die Mordwaffe in den Falten eines imaginären, langen Mantels verborgen gehalten; dann aber blitzten die Klingen frei und offen im Sonnenlicht. Wir waren des Versteckenspielens müde; mochte das Ende kommen!

Wie ein Zweikampf war es. Wir hatten die Messer gezückt und starrten uns in die Augen, um den richtigen Moment nicht zu verpassen.

Aber wir waren beide auf der Hut. Und so kam es nicht zum tötlichen Stoß. Nur einen Hautritzer habe ich davon getragen. Und der brennt. —

Ich kann nicht schlafen. Es ist nun schon ein Uhr des Nachts, und noch immer sitze ich in der Stube unter dem ewigen Licht, das in der Ecke brennt. Es herrscht eine unheimliche Stille. Gespenster gehen um, lautlos; man sieht sie nicht und hört sie nicht; — man fühlt sie bloß; — ich fühle sie, und der Christ fühlt sie —; er ist auch noch wach. — Draußen sitzt er auf der Altane. — Er lauert auf etwas Unbestimmtes, Unfaßbares, Unsägliches; aber er scheint zu wissen, daß die Stunde kommen muß, wo er den Feind in den würgenden Händen hält . . .

25. September.

Es ist richtig: der Gschluner Sepp ist wieder aufgetaucht. Er scheint auf der Zallinger Hütte zu wohnen; denn von Zeit zu Zeit kommt er zu uns herunter, wagt sich aber nicht in's Haus, sondern schleicht in gehöriger Entfernung um die Ansiedlung. Einmal sah ich ihn oben unter den Mahlknechtwänden, wo dem Christ eine Weide gehört, mit unserm Hüterbuben in eifrigem Gespräch stehen. Dann wieder begegnete ich ihn im Wald am Pitzbach. Er grüßte mich verlegen, und als ich ein Gespräch mit ihm anknüpfen wollte, machte er sich bald mit schlecht unterdrückten Zeichen der Ungeduld von mir los. —

Die Sepha aber ist lustig. Sie singt den ganzen Tag, daß es eine Art hat, wirft mit allen Schüsseln und Zubern herum und scheint es darauf abgesehen zu haben, den Bauern zu ärgern. Auf mich hat sie, scheints, verzichtet. —

Zallingerhütte, 28. September.

Totenklage! — Ich sehe auf die Hütten von Christ hinab. Ein Nebelstreifen flattert um den Hügel hinter der Senne. Wolkenschatten liegt auf der ganzen Gegend, mitleidig; denn die Toten können die Sonne nicht vertragen.

Ich berge mein Haupt in den zitternden Händen und bebe vor Entsetzen, daß ich das alles, was ich gesehen, nun niederschreiben soll. Aber ich will

meine Schwäche besiegen. Denn wer weiß, wie bald ich die Abhärtung nötig habe. — — —

Es war ein schwüler Abend. Ich saß mit dem Christbauer vor dem Hause und sprach von der Abfahrt in's Dorf. Da ging ein Zucken über sein Antlitz; aber er that den Mund nicht auf, sondern nickte nur zu allem, was ich sagte. Die Pfeife hatte er ausgehen lassen. Eine beklemmende Atmosphäre ging von ihm aus, aus deren Bann ich mich nicht retten konnte. Die Worte fielen nur schwer, und schließlich verstummte ich ganz. So saßen wir nebeneinander, eine lange Weile. Dann ging er langsam nach dem Stall hinunter, wo die Sepha grade mit dem Melken begonnen hatte. Die Bäuerin arbeitete oben auf der Altane. Es war überall ein fleißiges Schaffen; nur ich saß träumend auf meiner Bank und schaute nach dem abendlichen Glühen der Berge hinüber. Man merkte, daß der Herbst im Nahen war. Es wurde früh dunkel und kühl. —

So saß ich und sann. Da erhob sich ein Wortwechsel im Stall. Ich konnte nicht verstehen, was sie sprachen; es wurde auch bald wieder ruhig, und die Bäuerin, die zuerst aufgehorcht hatte, ging gerade in die Stube hinein, als plötzlich ein jäher, gräßlicher Schrei aus dem Stalle ertönte, ein furchtbarer, plötzlich abbrechender Notruf, auf den tiefes Schweigen folgte.

Ich erschrak mehr vor dieser grauenhaften Stille als vor dem Schrei und stürzte hinunter, um zu sehen, was es gäbe, als plötzlich der Bauer aus der Stall-

thür herauskam, mir etwas Unverständliches zurief und dann, so schnell er konnte, über die dämmernde Au dem Pitzbachwalde zulief. Die Bäuerin war unterdessen gleich mir herbeigeeilt; sie zitterte am ganzen Leibe und lehnte, unfähig sich zu bewegen, an dem Geländer der Treppe, die zur Altane hinaufführt.

Die Stallthür stand offen. Ich nahm mich zusammen und trat ein. Zuerst sah ich nichts. Es war ganz dunkel in dem engen Raum. Die Kühe standen schnaubend vor ihren Krippen. Ich rief: Sepha, Sepha; aber es kam keine Antwort. Da machte ich mit zitternder Hand Licht in der Stalllaterne. Ich sah nur die Kühe, die sich an ihren Pfosten rieben und mit gesenktem Haupt kauend dastanden, während andere sich schon gelagert hatten und mich mit ihren großen glänzenden Augen anstarrten.

Die Thür, die zum Ziegenstall führt, stand offen; zögernd näherte ich mich dem Eingang. Die Bäuerin war mir unterdeß nachgekommen. Sie murmelte betend unzusammenhängende Worte und hielt sich krampfhaft an mich, wie schutzsuchend.

Auf einmal aber, als wir in die Thür traten, stieß sie einen gellenden Schrei aus und zeigte mit vorgehaltenem Finger nach der einen Ecke. Dort lag auf einem Strohbündel mit entblößten Beinen, die weiß durch das Halbdunkel leuchteten, die Sepha, den Kopf zur Seite geneigt, mit wirren, aufgelösten Haaren. Im Halse stak ihr das Messer. Ein Meer von Blut hatte sich auf den Boden ergossen, und von dem Munde des Opfers zog sich noch ein feiner Blutfaden über das

entstellte Gesicht. Die Augen waren offen und blickten unheimlich starr. Sie war schon tot.

Da flüchtete die Bäuerin aus der unheimlichen Nachbarschaft. Sie war wie verrückt; heisere, unverständliche Worte entrangen sich ihrer Kehle, und dann stöhnte sie wieder. Oben in der Stube hörte ich sie herumwirtschaften; ich aber konnte mich nicht losreißen von dem gräßlichen Anblick; es war, als ob ich an allen Gliedern gelähmt sei. Da stand ich und blickte auf das entseelte Antlitz hin. Die Augen der Toten waren auf mich gerichtet; und immer noch sickerte das Blut langsam aus dem offenen Munde, Tropfen für Tropfen, und gerann auf der weißen Haut.

Da floh auch ich.

Die Bäuerin betete unter dem Kruzifix. Sie hatte ein Bündel an der Hand, und als sie nun aufstand, sah sie aus wie ein ganz altes Mütterchen; sie flüsterte leise, als ob sie nicht wagte, die Tote in ihrer Ruhe zu stören.

„I geh fort" sagte sie: „ich kann net dableiben. — Jesus, Maria und Joseph! — Daß das so hat kommen müssen. — Um so ein Weibermensch ist er zum schlechten Kerl worden. — Sie werden ihn fangen. Ich hab mir's immer gedenkt, daß es auf der Letzt nicht gut ausgeht. — Und daß es grad mir hat geschehen müssen!"

Und dann weinte sie wieder und erklärte, sie wolle nach dem Zallinger hinüber; ich sollte sie doch begleiten. So schlossen wir die Hütte; die Stallthür aber wagte keiner zu berühren. Dann gingen wir

durch die dunkle Nacht der Nachbarhütte zu. Es war ein halbstündiger Weg, und mancher Stein und mancher Alpenrosenstrauch machte uns stolpern; denn keiner achtete des Pfades. Die Bäuerin murmelte Gebete und drehte ihren Rosenkranz, und ich folgte ihr, ohne einen festen Gedanken fassen zu können; alles floh in meinem Geiste; es war ein Chaos in mir und eine Dunkelheit, daß die Nacht um mich hell dagegen erschien. Der Weg dehnte sich endlos . . .

An der Suche nach dem Verschwundenen habe auch ich mich beteiligt. Noch in der Nacht war von der Zallingerhütte ein Bote in's Dorf hinunter gesandt worden, um die Gensdarmerie zu benachrichtigen. Die Tote hatte niemand gewagt anzurühren. Nur die Ziegen waren ausquartiert, und die Thür war geschlossen worden.

Ein Mann blieb als Wache vor der Sennhütte zurück. Die anderen, darunter der Gschluner Sepp, gingen den Mörder suchen, als es Tag geworden war. Niemand glaubte, daß man ihn finden würde, und als ich sagte, ich sei überzeugt, daß er sich das Leben genommen hätte, lachten sie.

Ja, ein Städter wenn er wäre. Aber ein Bauer nimmt sich nicht das Leben. Der sei schon irgendwo nach dem Fassa hinunter, und von da sei es nicht weit nach der Grenze. Und im Contrinthal oder so könne man sich schon verstecken.

Der Gschluner tobte am lautesten. Er, wenn er den verfluchten Hund, den Weiberjäger finde, werde

ihm seine zehn schon Finger zu kosten geben. Er hatte eine Flinte umgehangen und stürmte bald fort, hinüber in der Richtung gegen die „Schneid". In eineinhalb Stunden wollte er in Campitello sein.

Die Christbäuerin lag im Bett der Zallingerin und betete ein Vaterunser nach dem andern.

Das Wetter war trüb. Es lag Feuchtigkeit in der Luft. Die Berge steckten im Nebel, der in einer graden Linie über alle höheren Gipfel hinging, nur die tieferen Regionen freilassend.

Ich trennte mich von den andern und ging dem Pitzbach zu. In dem Wald, der seine Schluchten auskleidet, war der Bauer nach der gräßlichen That verschwunden.

Der Bach rieselt klar und durchsichtig wie Glas über helle Steine. Ein schmaler Wiesenrand begleitet die Ufer, bis sie sich im stillen Wald verlieren. Den Boden bedecken trockene Zweige und gelbliches Moos. Im dicken Wachholdergestrüpp, das hie und da die Stelle des Tannenwaldes eingenommen hat, raschelt es. Es sind Blindschleichen oder kleine Alpenvögel, die im sicheren Versteck dort ihr Nest gebaut haben. Aus den Zweigen der dunklen Bäume, die dicht an einander stehen, als ob sie gegenseitig Schutz suchten, hebt sich von Zeit zu Zeit ein aufgescheuchter Habicht. Hoch oben am grauen Himmel zieht kreischend ein Zug von Krähen einher.

Ein paarmal hörte ich noch ferne Zurufe der Bauern, die gleich mir auf die Menschenjagd gezogen sind. Dann wurde es wieder still. — —

. . . Mitten auf einer kleinen Blöße ein großer, verwitterter Felsblock, aus deſſen Spalten heraus eine Tanne gewachſen iſt. Sie hängt ſchräg über den Bach hinüber.

Und da! da! . . . . . .

. . . . Ich hatte es gewußt, daß er ſich töten würde; er konnte nicht anders; die Eumeniden waren ihm ſchon vor der That auf der Spur. — —

Nun hatte er Frieden.

Die Baumgipfel rauſchten; im Bach toſten die ſchäumenden Waſſer. Das war ſein Grabgeläute. — —

Als ich hinſah nach dem Baum, der mir durch ſeine merkwürdige Form ſchon aus der Ferne aufgefallen war, da überkam mich wieder die quälende Übelkeit, die mich in der letzten Zeit bei jeder ſtärkeren Aufregung erfaßt hatte. Ich mußte mich hinlegen, um ein Fallen zu vermeiden.

Aber den Blick konnte ich nicht abwenden von dem Gräßlichen.

Er mußte ſchon lange hängen; das Geſicht des Toten war grauſchwarz verfärbt. Die Glieder ſchlotterten herunter. In den Nachbarbäumen ſaßen große flügelſchlagende Krähen.

Da ſchoß ich die Flinte zweimal ab, den andern zum Signal.

---

30. September.

Der Hochwald und die weite Alpe ſollten mich in ihren Schutz aufnehmen, ſie ſollten mich bewahren

vor quälender Erinnerung und vor mir selber. Ich bat und flehte demütig um Schutz. Ganz habe ich mich ihnen hingegeben; die Tage verbrachte ich bei ihnen, und manche Nacht sah mich auf einsamen Stein hoch über weiter Alpenweide. Wenn der Wind von den Felsen herabwehte, wenn das Gewitter über jähe Schluchten und endlose Grashänge stürmte, wenn der Morgennebel in alten, flechtenbehangenen Bäumen hing, wenn die Sonne glutrot hinter den Gletschern sank, habe ich mich alles dessen zu entäußern gesucht, was mich niederdrückte. Die Natur und ihre Menschen sollten mir Genesung bringen. Vergebene Müh! Ich habe den einen Zwiespalt nur geflohen, um einen andern zu finden, einen erbitterten Kampf hier oben, der zweien den Tod gebracht. — Ach! da hatte ich Thor gemeint, daß die Kultur unglücklich macht, daß man sich in die Wildnis zu einfachen Menschen flüchten müsse, um zum Leben und zur Freude zurückzukehren, und mußte so meinen Irrtum gewahr werden. —

Meinen Irrtum und meinen Selbstbetrug, denn ich muß es mir endlich offen bekennen, warum ich geflohen bin. Nicht weil ich ein Gerede fürchtete, sondern weil das Wesen, das ich liebe, mich getäuscht hat, bin ich auf die Alm gegangen; nur darum wollte ich Augen und Ohren gegen alles verschließen, was aus der Tiefe aus der Stadt zu mir zu dringen versuchte. Denn ich liebe sie; ich liebe sie; und ich will mir es noch einmal zuschreien: ich liebe sie noch immer. —

Ach! Ich muß wohl häßlich sein, häßlich und abschreckend, daß sie mich aufgeben konnte; ich muß wohl

große Ohren haben, und die liebt sie nicht. Ich bin langweilig und still und verstehe nicht recht von dem und jenem zu schwatzen. Ich fasse das Leben nicht leicht genug, um einem fröhlichen Mädchen gefallen zu können.

Da gab sie mich auf. — — Vielleicht auch nur, weil jener mehr Geld hat als ich. — Sie wird sein Geld und sein schönes Haus mit dem großem Garten lieben. Das ist auch wirklich eine liebenswerte Sache!

Ich möchte sie hassen. Aber ich kann es nicht, wie sehr ich mir auch Mühe gebe. Aber wenigstens habe ich mir geschworen, sie zu fliehen; und diesen Schwur will ich halten.

Wohin aber nun? Denn hier oben kann meines Bleibens nicht mehr sein. Soll ich in die Stadt zurück? Es ist Herbst, und ich brauche Wärme. Ich kann mich ja auch in der Stadt vergraben, in meinen Zimmern zwischen meinen Büchern. —

Und kann auch dort weiter sterben. —

. . . . . Unten in der Stube liegen die beiden Toten aufgebahrt, der Mörder und sein Opfer. Am Nachmittag sollen sie nach dem Dorf gebracht werden. Ich will ihnen das Geleit geben. —

Ach! ich bin sehr mutlos. Denn ich sehe kein Ende der Qual. — — —

Die weite Alpe im herbstlichen Sonnenschein erscheint mir düster und glanzlos. Und das Leichenfeld des Plattkofels schimmert durch weichende Nebel.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Nach ein paar Tagen des Umherirrens, die ihn in einſame Bergdörfer und auf verſchneite Unterkunftshütten gebracht hatten, kehrte Wieland wieder nach der Stadt zurück. Er fühlte ſich krank und müde und unfähig der gewaltigen Lockung in ſeinem Innern zu widerſtehn, die ihn nach der Stadt zog. Er wußte, daß dort nichts für ihn zu holen war, daß er aller Welt aus dem Weg gehen, daß er ſich in ſeiner Wohnung vergraben würde, daß er dem, den er, ohne zu wiſſen warum, am meiſten haßte von allen Menſchen, nicht würde ausweichen können, und doch beſtieg er eines ſchönen Tages in Brixen den Eilzug, der ihn nach Bozen brachte.

Als er ſich in ſeinem Coupé zurechtſetzte, ſagte er ſich mit bitterem Lachen, daß er die Fliege ſei, die der Spinne einfach in das Netz gehe. Aber die Fliege weiß es wenigſtens nicht; die läßt ſich in ihrer Dummheit fangen. Du aber ſiehſt die feinen Fäden, in denen du dich verwickeln wirſt, aus denen es keinen Rückweg mehr giebt, und ſtürzeſt dich hinein, noch da-

zu mit einem eigentümlichen Gefallen an der Sache. Es ist so gut wie Selbstmord.

Na! warum auch nicht? —

Und er saß geduldig am Fenster und sah Bauernhäuser, Brücken und Wasserfälle vorüberhuschen. Als er kurz vor der Stadt war, stellte sich ein heftiges Herzklopfen ein, das erst nachließ, als er in seiner Wohnung zur Ruhe ging.

* * *

Es hatte sich nichts verändert in seiner Abwesenheit. Frau Berkel, die Wirtin, trug immer noch die kleine, blaue Haube, die ihn schon früher stets zur Verzweiflung gebracht hatte. Die Möbel standen grad so steif und symmetrisch, und die Häckeldecken auf Sopha und Fauteuils im Wohnzimmer, die er so haßte, waren genau so weiß und geschmacklos geblieben, als sie es früher gewesen waren.

Nur ein neues Dienstmädchen war auf der Bildfläche erschienen, das ihn genierte, weil es noch nicht an seine Sonderbarkeiten gewöhnt war und ihn verwundert anstarrte, wenn es das Bett in der Frühe unberührt vorfand, weil er sich zu kurzem Schlummer auf eine Chaiselongue hingeworfen hatte.

Denn der Schlaf war immer noch seine schwache Seite. Es gelang ihm noch eher bei Tag einige Stunden der Ruhe zu finden, als nachts, wenn es ringsum ruhig wurde, und nichts ihn ablenkte von dem Strom der Gedanken und Erinnerungen, der ihm durch den Kopf schoß. Wenn er nur etwas gefunden hätte,

womit er sich beschäftigen konnte! Er versuchte zu lesen; aber er vermochte es nicht seine Gedanken auf das Buch zu konzentrieren; es floß alles in einander, kunterbunt, und schließlich ertappte er sich doch wieder dabei, daß er an Elsa und den verflossenen Winter dachte; da warf er die Bücher bei Seite und setzte sich zum Schreiben hin.

Er nahm sein Tagebuch vor und durchblätterte die Seiten, die er während seines Aufenthaltes auf der Seiser Alpe vollgekritzelt hatte.

Ach! Was war das für ein Zeug! Schmähliche Schwäche! Für so sentimental hatte er sich doch eigentlich nicht gehalten. Aber da stand es, schwarz auf weiß. Das war also der Inhalt seines Sommers! Und er freute sich schließlich, daß ihn der jähe Mord durch den seinem Verweilen in der Sennhütte ein Ziel gesetzt war, aus diesem dumpfen Hinbrüten, aus diesem allmählichen Absterben seines Mutes und seines Selbstvertrauens herausgerissen hatte.

Nein! er wollte anders werden. Er wollte alles abschütteln, was ihn gequält hatte. Es mußte gleich ein Anfang gemacht werden, auf der Stelle! Das erste war, daß er aufhörte mit diesen Selbstbekenntnissen. Kein Wort mehr sollte in dieses Tagebuch kommen. Er verpackte es sorgfältig, siegelte es zu und verschloß es dann in einer Schublade seines Schreibtisches.

Was aber nun? Womit die Zeit totschlagen? Etwa wissenschaftlich arbeiten?

Nein! Dazu fühlte er noch nicht die Kraft in sich! Das würde aber kommen; gewiß! Nur ein

paar Tage noch, um sich an die neuen Vorsätze zu gewöhnen, an das neue Leben voller Arbeit und Thatkraft! Ein paar Tage der Zurückgezogenheit. Bei Tag schlafen; des Abends spazieren gehen und nachts sich das neue Leben zurechtlegen!

Bekannte wollte er noch nicht sehen. Es würde ihn alles an die Vergangenheit erinnern, die er ja vergessen mußte. —

So baute er Luftschlösser, und wenn er in seinem Zimmer auf und abging, vom Tisch zum Fenster und wieder zurück, dann glaubte er selbst an das, was er sich da vorredete.

Aber es kamen doch noch immer wieder Stunden, in denen er an sich selber und am Leben von neuem verzweifelte, und da gab es nur ein Mittel, um sich aufzurütteln, die Flucht in die Arme der Natur.

Wenn es dämmrig wurde, nahm er Hut und Stock und schlich sich durch einsame Gassen, in denen er sicher war, keine bekannte Seele zu treffen, an den Eisack hinaus. Das war sein Lieblingsspaziergang, den tosenden Fluß entlang, dessen Rauschen seine eignen Gedanken übertönte und ihn vollauf beschäftigte, sodaß er weit, weit gehen konnte, ohne an irgend etwas denken zu müssen.

Das war doch immer das schönste, dieses Versinken in absolute Geistesabwesenheit. —

Erst in später Nacht kehrte er nach Hause zurück. —

Eines Abends — es waren seit seiner Rückkehr in die Stadt 14 Tage verstrichen — wagte er sich zum erstenmal wieder auf die Promenade. Er hatte

den Kragen ſeines Mantels hochgeſchlagen und ſchritt ſchnell einher, um nicht erkannt zu werden. Er fühlte ſich ganz heiter geſtimmt und pfiff ein Melodie, die ihn ſchon ſeit ein paar Tagen verfolgte, leiſe vor ſich hin; ſo war er bis zum Bahnhof gekommen, als plötzlich ein Herr und eine Dame aus dem Portal heraustraten. Er erkannte ſie gleich; ſie waren es. Wie mit einem plötzlichen Ruck zwang es ihn ſtehnzubleiben. Die Laternen brannten hell und zeigten ihm ein bleiches Angeſicht und große erſchrockne Augen. Sie ſah ſchlecht aus.

Und es überwältigte ihn ſo, daß er jählings den Hut zog und ſich tief verbeugte. Er fühlte dabei, wie ein ironiſches Lächeln ihm über das Geſicht glitt. Er hätte ſich ohrfeigen mögen, daß er lachte, aber es war ihm unmöglich, dieſes Lachen zurückzuhalten. Sie aber warf ihm einen Blick zu; der war wie hülfeſuchend. Sie heftete ihre großen Augen feſt auf ihn; eine Frage und eine Bitte war darin zu leſen, daß er erſchrak.

Und er ſtand noch ſo, den Hut in der Hand, als die beiden ſchon ein ganzes Stück weiter gegangen waren. Sie blickte noch einmal zurück und ſetzte dann mit geſenktem Haupt an des Mannes Seite, der von dem ganzen Vorgang nichts bemerkt zu haben ſchien, den Weg fort.

Der Mann rauchte eine Cigarre; man ſah ihm an, daß er grade überdachte, wieviel ſeidene Unterröcke wohl bei dem Wiener Reiſenden beſtellt werden mußten, und ob es angezeigt war, den Prokuriſten

im Gehalt zu erhöhen oder nicht; ſogar auf ſeine Cigarre ſchienen dieſe Sorgen übergegangen zu ſein; denn ſie ſah ſo jämmerlich und zerbiſſen und ſchief angeraucht aus, daß Wielandt mit dieſer Cigarre Mitleid verſpürte.

Plötzlich kam ihm die Lächerlichkeit ſeiner Gedanken und Haltung zum Bewußtſein. Er ſetzte den Hut wieder auf und ging den beiden nach.

Die junge Frau trug ein graues Tuchkleid, deſſen Rock hinten etwas nachſchleppte. Dieſe Schleppe intereſſierte ihn. Sie hüpfte über die kleinen Kieſel des Promenadenwegs, wirbelte Staub auf und wurde gelegentlich von dem Fuß der Gehenden nach hinten geſchleudert. Leider war es ſchon ſo dunkel, daß er ſich anſtrengen mußte, um den Vorgang ſcharf beobachten zu können; und ſchließlich wurde ihm dadurch ein Ende bereitet, daß die junge Dame mit der fein behandſchuhten Rechten nach hinten griff und das Kleid ſo raffte, daß der Saum nun nicht mehr den Boden berühren konnte; er mußte ſich mit dem Anblick der Hand begnügen; und es war eine ſüße Hand; er hatte ſie früher ſo oft in der ſeinen gehalten, daß er wohl in der Lage war, ein Urteil abzugeben.

So ging er dem Paar eine Weile nach, ohne einen Blick von ihnen abzuwenden. Er wußte, daß Bekannte ihn ſehen konnten. Es war ihm gleichgültig. Mochte man ihn doch erkennen! Pah!

Verſchiedenes ging ihm durch den Kopf; aber er gab ſeinen Gedanken nicht Audienz; durch das wüſte Chaos, das ihn erfüllte, leuchtete nur der eine Ge-

danke klar und deutlich hindurch: Sie sieht schlecht aus. Was fehlt ihr? Sie hat mich flehend angesehen. Ah! sie ist schön, und ich bin immer noch ihr Sklave.

Am Waltherdenkmal rannte er Braune in die Arme, der quer über den menschenleeren Platz auf ihn zugekommen war, ohne daß er es gemerkt hatte. Als er sich der Begegnung bewußt wurde, war es zum Ausweichen schon zu spät.

„Halt, werter Freund und Ausreißer! Dageblieben! Thun Sie nicht, als ob es Ihnen unangenehm wäre, mir in die Arme gerannt zu sein. Sie freuen sich von Herzen darüber; Sie können es gar nicht verbergen."

Ein wütender Haß gegen diesen Menschen, der ihm überall hemmend entgegentrat, erfüllte Wieland. Aber es war nichts zu machen; er mußte stehen bleiben, und während Wachter mit seiner Frau in der kleinen Straße verschwand, die nach dem Kornplatz führt, die lange Begrüßungsrede über sich ergehen lassen, die Braune vom Stapel ließ:

„Also wieder in der Stadt! Ich hörte es zwar schon von anderer Seite, glaubte aber nicht daran, weil ich mir nicht denken konnte, daß Sie wirklich hier sein könnten, ohne mich benachrichtigt zu haben. Nun sehe ich, daß mein Vertrauen mich getäuscht hat."

„Nun! was weiter? Sie wissen ja, daß ich wenig genießbar bin. Sie haben nichts verloren." „Sie sind zu bescheiden. Übrigens wird das schon wieder anders werden. Ich schmeichle mir sogar, daß es meiner Kunst gelingen wird, Sie der Menschheit wiederzugeben."

„Irren Sie sich nicht!“ erwiderte Wieland trocken und setzte sich in Bewegung. Er ging schnell, ohne aufzusehen. Braune stolperte mit kurzen Schritten an seiner Seite geduldig einher. Beide schwiegen. Erst nach einer Weile sagte der Beamte:

„Haben Sie die junge Frau gesehen? Sie sieht schlecht aus!“

„Welche junge Frau, wenn's beliebt?“

„Nun doch natürlich Frau Wachter. Sie gingen ja hinterdrein.“

„Was Sie alles sehen! Das Spionieren ist wohl Ihre Hauptbeschäftigung.“

Braune lachte. „Sie sind liebenswürdig,“ sagte er dann mit einem Anflug von Spott in der Stimme, der Wieland empörte. „Wenn Sie das Spionieren nennen, so haben alle Menschen, die auf dem Platz waren, spioniert; denn das sah ja wohl jeder, wie Sie hinter den beiden herwaren; und Sie waren so vertieft in Ihre Verfolgung, daß Sie mich nicht kommen sahen; ich winkte Ihnen wohl schon zwei Minuten lang zu, bevor Sie mich endlich entdeckten. Na, lassen wir's gut sein, wenn das Thema Ihnen nicht behagt. Ich möchte Sie nicht erzürnen, jetzt, wo Sie heimgekehrt sind in die Vaterarme der Gesellschaft. Man wird Ihnen ein fettes Kalb schlachten, wenn Sie sich wieder am Biertisch sehen lassen. Wann dürfen wir Sie im Café Wagner erwarten?“

„Wann Sie wollen. Aber ob ich komme, das ist eine andre Frage; denn ich habe keine Lust zu der Rolle vom verlorenen und wieder heimgekehrten Sohn.

Ich habe auch keine Zeit dazu; denn ich bin bei einer großen Arbeit, die mich ganz in Anſpruch nimmt."

„So? Darf man wiſſen, worum es ſich handelt?"

„O ja, warum nicht. Es ſoll eine Zuſammenſtellung der tiroler Altertümer aus der Römerzeit werden; da' ſind große Vorſtudien unerläßlich, und ich möchte mich in der Arbeit, die die ganze ungeteilte Aufmerkſamkeit erfordert, nicht gern ſtören laſſen."

„Ich verſtehe und werde ihre Zurückgezogenheit reſpektieren."

Sie waren vor der Gerber'ſchen Kunſthandlung angekommen, und Wieland wollte ſich verabſchieden. Aber Braune ſagte, er hätte nichts zu thun und wollte ihn gern noch ein Stück begleiten. „Was wollen Sie bei Gerber?"

„Ich will ein Bild kaufen, eine Reproduktion nach Böcklin," erwiderte Wieland reſigniert, als er ſah, daß er jenen nicht loswerden konnte.

So traten ſie ein. Wieland fragte nach dem „Spiel der Wellen" und erſtand den Stich ſchließlich nach langem Suchen.

„Ein häßliches Bild," meinte Braune. „Was ſoll es denn eigentlich vorſtellen."

„Na, das iſt doch ziemlich klar. Das kleine Nixchen da vorn iſt auf der Flucht vor dem täppiſchen Centauren und ſcheint bei dem alten Meergreis, der ſo widerlich lacht, Schutz ſuchen zu wollen. Es iſt eine neckiſche Komödie."

„Ein merkwürdiges Bild! Und ſo etwas hängen Sie ſich in's Zimmer?“

„Ja, denken Sie ſich! Komiſch! Ich bin ſchon ſo ſehr heruntergekommen, daß ich mich nicht ſcheue, ein Böcklinſches Bild über meinen Schreibtiſch zu hängen.“

„Na viel Vergnügen!“

Da lachte Wieland und zahlte. Dann gingen ſie.

Erſt als ſie vor Wielands Hausthür angekommen waren, ſagte Braune ſo nebenher:

„Sie wiſſen doch, daß Wachter ſeine Frau ſchlägt?“

„Was iſt das?“

„Wachter ſchlägt ſeine Frau. Das iſt Ihnen noch nicht erzählt worden? Na zum Teufel, womit unterhält Ihre Wirtin Sie denn?“

Aber Wieland hörte ſchon nichts mehr. Er ſtürmte die Treppe hinauf und ſchmetterte die Entréethür in's Schloß.

In ſeinem Zimmer angelangt, warf er ſich auf das Sofa und ſchloß die Augen. Das alſo war's! Darum hatte ſie ihn ſo angeblickt! Es lag etwas Fragendes und ängſtlich Bittendes in ihren großen Augen; ſie war wie auf der Flucht vor einem täppiſchen, häßlichen Ungetüm. Und ihn blickte ſie an dabei, wie das Nixlein auf dem Bilde den Beſchauer. Dieſen Blick würde er immer vor Augen haben! —

Ah! ſie war unglücklich, ſie war unglücklich! Aber wer hat ſie geheißen, den Wachter zu heiraten! Er konnte ſich eigentlich freuen. Freue dich doch, Menſch, du biſt gerächt. Er ſchlägt ſie!

„Aber warum ſingſt du nicht? Du mußt fröhlich ſein; du haſt allen Grund dazu.“ —

Er ſah ſie im Geiſte vor ſich, wie ſie in einem dunkeln Zimmer ſaß und in die Nacht hinausblickte. Ein weißer Fleck — das war ihr Geſicht! Und er ſchloß die Augen, um beſſer zu ſehen. Jetzt ſah er ganz deutlich: das bleiche Antlitz und die großen bittenden Augen; und eine Thräne um die andre rollte aus dieſen Augen und fiel auf das dunkle Kleid, das ihre volle Büſte umſchloß.

Und die Erſcheinung verdichtete ſich zu einer Hallucination; er öffnete die Augen und ſah ſie, wie ſie ſich bewegte und langſam erhob und vom Fenſter zurücktrat. Sie öffnete eine Thür, da trat ihr Mann ein, ging gradewegs auf ſie zu und verſetzte ihr mit geballter Fauſt einen Stoß gegen die Bruſt . . .

Da fuhr Wieland mit einem Schrei vom Sofa auf . . .

Er mußte ſich erſt in ſeinem Zimmer orientieren. Da war der Schreibtiſch, da das Fenſter . . .

Er war bei ſich zu Hauſe, hatte geträumt. —

Nein, das war kein Traum; das war eine Hallucination. — Du gehſt einen ſchlechten Weg, Arthur! — Der viele Wein in den letzten Tagen hat dich zerrüttet. Du biſt kein Geſunder. Hüte dich! Du wirſt ſonſt noch verrückt . . . Ja, ja, es iſt der Wein und der ſtarke Kaffee und die ſchlafloſen Nächte. — —

. . . Er ſtand noch lange am Fenſter und ſtarrte

in die Nacht hinaus, bevor er zu Bett ging. Aber den Schlaf fand er nicht.

Zweites Kapitel.

Seit einiger Zeit stand fast jeden Abend so gegen 5 Uhr eine tief verschleierte Dame vor Wielands Hausthür und wartete.

Worauf? Das fragte er sich, wenn er an seinem Fenster hinter der Gardine lauerte, fand aber keine Antwort. Er konnte nicht einmal erkennen, wer diese Dame war. Unvorsichtig war es jedenfalls; denn in einer so kleinen Stadt muß dergleichen ja auffallen. Sie ging langsam auf und ab, stellte sich an benachbarte Schaufenster und verschwand schließlich, nachdem sie zehn Minuten gewartet hatte, mit zögernden Schritten. —

Um 6 Uhr ging Wieland dann selber aus. —

Als er eines Abends früher als gewöhnlich nach Hause zurückkehrte, erzählte seine Wirtin, eine Dame sei dagewesen und habe nach ihm gefragt.

„Eine Dame? Wie sah sie aus?"

Er fühlte das heftige Klopfen seines Herzens.

„Es war eine feine Dame, nicht sehr groß, blond. Das Gesicht konnte man nicht gut sehn, weil sie einen dichten Schleier trug. Sie war anscheinend sehr

betroffen darüber, daß ſie Sie nicht zu Hauſe antraf."

„Hat ſie irgend etwas geſagt?"

„O nicht viel. Ich forderte ſie auf einzutreten, was ſie auch that. Dann ſchaute ſie ſich im Zimmer um. Ihren Namen wollte ſie nicht nennen. Aber ſie würde wiederkommen." — —

Seither wagte er es nicht mehr, ſich von der Stelle zu rühren. Wenn ſie es geweſen ſein ſollte! Er vermochte es nicht zu glauben. Und doch! wer ſonſt konnte ihn beſuchen. Und wenn ſie es war, was konnte ſie von ihm wollen? Sie ſoll Vergangenes ruhen laſſen. Es iſt zu ſpät. — Ach! das iſt ja alles Blödſinn. Es wird irgend ein Mädchen geweſen ſein, eine Kellnerin vielleicht oder ſonſt wer.

Sie ſollen ihn in Ruhe laſſen. Er hat abgeſchloſſen mit dem alten Leben. Es ſoll anders werden. —

Er gab den Auftrag, alle Beſucher abzuweiſen.

Auch Braune kam öfters, mußte aber jedesmal unverrichteter Sache von dannen gehen. Schließlich ſchrieb er einen Brief, in dem er um ein Rendezvous im Café Wegner bat. —

Das Bild hatte Wieland über ſeinem Schreibtiſch aufgehängt. Da ſah es ihn nun den ganzen Tag an. Wer die Frage beantworten könnte, die in dieſen Augen lag?

Es war ſein wichtigſter Zeitvertreib, dieſe Antwort zu ſuchen. Er ſprach zu der fliehenden Nixe, wie zu einem lebenden Menſchen.

„Wer ſich in die Gefahr begiebt, kommt darin um",

ſagte er. „Sieh zu, wie du dich aus der Schlinge ziehſt. Ich kann dir nicht helfen, und ſelbſt wenn ich es könnte, würde ich es nicht thun; denn du verdienſt es nicht.

Und warum ängſtigſt du dich denn überhaupt? Er iſt ja nicht ſchön, dein Bräutigam, der da hinter dir her iſt, das will ich zugeben; aber ſchließlich iſt es ein Mann, und er hat Geld; das kann man ihm anſehen, daß er Geld hat und ein ſchönes Haus auf der Koralleninſel im weiten Meer. Alſo mach' die Augen zu und laß' dir ſeine Umarmung gefallen; denn er hat ſehr viel Geld und goldene Ringe für deine ſchönen Arme.

Vor allem aber ſieh mich nicht ſo bittend an; kann nichts für dich thun, bedaure lebhaft.

He! wie? du liebſt mich, nur mich? willſt nichts von jenem wiſſen?

Bedaure, meine Gnädigſte, habe mein Herz ſchon anderweitig vergeben. Ich liebe das Dienſtmädchen meiner Wirtin; und ſie iſt mir gut und hat einen vollen Buſen, viel voller als du. Du biſt mir zu wenig voll und zu glitſchig. Wenn man dich halten will, ſchlüpfſt du einem aus den Händen, wie ein Aal. Nein, du biſt nichts für mich. Ich liebe das Dienſtmädchen meiner Wirtin."

So monologiſierte er ganz laut, daß Frau Berkel, die es von der Küche aus hören konnte, verwundert den Kopf ſchüttelte. —

Das Dienſtmädchen hatte ihn gefragt, was das Bild vorſtelle. Es ſeien wohl heidniſche Geſchichten?

Gewiß! das ſei der Gott Marilab, der mit den vier Pferdefüßen, und dies hier die Elfe Warwilia.

Da bekreuzigte ſie ſich. Und es ſei doch eigentlich nicht recht chriſtlich, ſo etwas aufzuhängen. Und er ſähe ſo blaß aus; das käme gewiß von dem heidniſchen Bild. Ob ſie es nicht fortthun dürfe?“ —

Das ſollte ſie ſich einfallen laſſen. —

Sie hätte es nicht böſe gemeint. Es thue ihr nur ſo leid, daß . . .

Nun ja; er ſei ein eigentümlicher Menſch. — Ob er ihr etwas ſchenken könne?“ —

Er gab ihr zwei Gulden und ein kleines Medaillon, das er als Kind von ſeinem Vormund bekommen hatte.

Sie dankte und wollte ihm die Hand küſſen, was er aber nicht zugab. Als ſie ſich dann noch im Zimmer zu ſchaffen machte, obwohl alles in Ordnung war, fragte er ſie, ob ſie einen Bräutigam hätte.

Nein, nein; mit ſolchen Leuten wolle ſie nichts zu ſchaffen haben. Sie ſei ein ordentliches Mädchen, und ihr gefalle nur einer; der aber kümmere ſich nicht um ſie . . .

Sie ſah ihn ſo traurig an, daß er die Unterhaltung abbrach und ſie hinaus ſchickte.

Das fehlte auch noch, daß das Mädchen ihm einen Antrag machte! —

Er trat an's Fenſter. Unten ſtand die Dame vor einem Laden des Nebenhauſes. —

Es war ein trüber Herbſtabend, und über den Bergen lagen dichte Nebelſchleier. Vom Pfarrturm klangen die Glocken langſam und feierlich dröhnend

durcheinander, wie ein melancholiſcher, ſehnſuchtsbanger Choral. Kleine Glocken von andern Kirchen ließen dazwiſchen hinein ihre eiligen Schläge ertönen. Dann wurden ſie unregelmäßiger und verſtummten ganz. Und nur eine Glocke brummte noch eine zeitlang fort, bis plötzlich auch ihre Stimme verhallte. —

Durch tiefes Schweigen hindurch hörte man nun wieder das eifrige Ticken der Uhr im Nebenzimmer, und auf der Straße rumpelte ein Laſtwagen. —

Wieland trat an das Fenſter ſeines Schlafgemachs, das auf den Garten ging. Dort war alles finſter. Ein ſcharfer Wind ſchlug die ſpärlichen Regentropfen gegen die Scheiben.

Es fröſtelte ihn. — So ſtand er eine Stunde, dann ließ er ſich die Lampe bringen und verſuchte zu arbeiten. Aber die Buchſtaben tanzten vor ſeinen Augen; erſt als er ein großes Glas Cognac getrunken hatte, wurde es beſſer.

Er mühte ſich mit einer alten, römiſchen Inſchrift ab, die er bei einem Streifzug in den Bergen des Faſſathals gefunden hatte. Was bedeutet nun dieſes: P. R. Servil.? Wer iſt das geweſen? Ein Legat des Auguſtus? Was hat der im Faſſathal zu thun gehabt? Und dieſes sesterz . quinquaginta? — Nein es geht heute Abend nicht!

So ſchob er das Heft beiſeite und ſuchte nach einem Buch, das ihn nicht anſtrengen würde. Er blätterte im Heine und nahm dann einen neuen Roman von Gabriele d'Annunzio zur Hand. —

Aber auch das war nichts: Er konnte nicht leſen. —

So beſchloß er auszugehen. Zuerſt ſchlich er ſich an ſein Straßenfenſter und ſpähte hinunter. Die Dame war verſchwunden. Da machte er ſich fertig und verließ die Wohnung. —

* * *

Er hatte das Schreiben verſchworen; konnte es aber doch nicht laſſen. Wenn ihm etwas durch den Kopf ſchoß, was ihn intenſiver beſchäftigte, mußte er ſich hinſetzen, um es zu Papier zu bringen. Als er eines Abends von einem Spaziergang in das Eggenthal zurückgekehrt war, ſchrieb er folgendes:

Ich weiß einen Weg im Schooße der Berge . . .

Ich ging ihn im Sonnenſchein, wenn der Frühling grünte; ich ging ihn im Herbſt, wenn dunkle wetterſchwangere Wolken hoch oben über die Schlucht dahinzogen. Und wenn der Sturm an ihren Felſen rüttelte und die Waſſer des ſtürzenden Gießbachs vorwärts peitſchte, wenn das Zeichen des Vergehens und Verwelkens auf zitternden Gräſern und dem Laub der dürftigen Eſchen lag, die in kümerlichen Ritzen des Felſens ſich eingeniſtet hatten, da erbebte mein Herz in tiefer Freude. —

Aus den Weinbergen, mitten aus weitem, prangenden Thal geht es durch ein düſteres Felsthor hinein in ſeine Verdammnis. —

„Hier iſt der Weg zur Stadt der ew'gen Qualen,
Hier iſt der Weg zum wehevollen Schlund,
Hier iſt der Weg zu der Verdammnis Thalen . . .
. . . Ihr, die Ihr eingeht, laſſet alle Hoffnung! . . ."

Feuchter Windhauch kommt dem Wanderer entgegen. In dieſer Luft liegt etwas von den Schauern des Todes; es iſt der Hauch lange verſchollener Grüfte, die ein Zufall dem Lichte des Tages erſchloſſen hat; es iſt der Hauch des Windes, der über Gletſcher ſtrich, bevor er ſich in die Tiefe der Thäler ſenkte.

Der wütende Bach toſt zur Rechten. Das Waſſer überſtürzt ſich, prallt an gewaltige, abgeſchliffene Blöcke an, prallt zurück und ſauſt in wildem Fall zu beiden Seiten des Hinderniſſes weiter. Es wirft ſich über Klippen und hohe Stufen in die Tiefe, unterwühlt den feſten Fels des Ufers und flutet vorwärts, unaufhaltſam, dem lachenden Grün der weiten Thäler entgegen, die es nach dem Süden leiten.

Steile Felſen zu beiden Seiten!

Sieh zurück! Da ragt die Burg auf hohem Stein. Ihre Thürme und Zinnen bauen ſich in den blauen Himmel hinein, ihre Söller ragen über den Abgrund, ihr Fuß wurzelt in ſchroffen Felsſtürzen. Der blaue Himmel darüber ſtrahlt rein und heiter und ehern. Burg und Himmel ſo fern und hoch!

Es iſt die Burg Monſalvat, die Hüterin des heiligen Grals. Dort lehnt Amfortas, der Bleiche, und kann nicht leben und kann nicht ſterben.

Nur wer rein iſt, findet den Weg zu ihm. Die Felſen ſind ſteil und laſſen keinen Raum für den Fuß des Mannes, deſſen Herz in Kämpfen befangen iſt. Still und rein und heiter ſoll ſein Herz ſein; dann thut vor ihm der Pfad ſich auf.

Der Himmel ist blau, unendlich blau und lacht ob der Schlucht mit ihren Schrecken.

Der Bach aber tost, sich zu befreien aus den Banden der Hölle; er lästert gen Himmel; er spritzt glitzernde Funkengarben hinauf, versprüht in ohnmächtigem Grimme, zerschmettert seine Stirn an den braunen, triefenden Felsen.

Aber der Himmel strahlt unbekümmert in tiefstem Blau über der Schlucht, in die die Hölle gebannt ist.

Langes, welkes Gras und bleiche Bäume haben sich auf kleinen Vorsprüngen festgeklammert. Das Wasser spritzt hinauf bis zu ihnen. Sie zittern im Winde.

Unten eine verlassene, verfallene Mühle. Das schwarze, vermoderte Holz ihrer Balken ragt hilflos auf gen Himmel. Aber der Himmel ist ehern und unerbittlich. Das Tote ist tot, und er will es nicht wieder erwecken.

Der Weg hebt sich steil im Grunde der Schlucht. Die Felsen treten näher an einander; gleich Bastionen bauen sich ihre Mauern auf, regelmäßig gestuft und überzogen von braunem Moos. Der Weg setzt auf uralter, steinerner Bogenbrücke über den Fluß, der in der Tiefe donnert. Hoch oben in der Wand eine dunkle Nische; das ist der Ort, wo der Lindwurm hauste.

Der Fluß war der Mitschuldige. Der Fluß übertönte das Schreien der Opfer. Ihre bleichen Knochen schleuderte er von Stein zu Stein; er überschüttete sie mit schäumender Gischt und zerschmetterte sie an den

triefenden Felswänden; das lange Gras auf den Vorsprüngen [zittert] und schaukelt im Winde; erschreckte Vögel flattern auf und suchen den Ausweg aus diesem Ort der Verdammnis.

Und der Lindwurm hat in seiner Höhle sich zusammengekauert und wartet auf neue Opfer. Da kam der Stärkere, dem er erliegen mußte.

Das war Dietrich, der Berner, der fröhlich durch die Berge fuhr, um den Elch zu jagen; das war Siegfried, der Held, der den Drachen schlug.

Die Berge hallten vom gewaltigen Kampf, und wenn der Wurm in ohnmächtigem Grimm mit seinem Schweife um sich schlug, dann gingen oben in den Eiskaren des Rosengartens tosend die Steinlawinen nieder, und Laurin, der Zwergenkönig, horchte ängstlich hinaus in das Tosen; und die Menschen draußen in den Thälern hielten zitternd den Atem an und harrten auf das Ende des Kampfes.

Und als der Wurm gefallen war und der brausende Fluß seine zitternden Glieder an spitzen Felsen zerfleischte, und als ein Strom von Blut die Fluten rötete bis hinunter in das breite Bett der Etsch, da ging ein Jauchzen über die befreite Welt, und die Wände des Rosengartens glühten auf in flutenden Freudenfeuern. —

— — Ein leiser, rieselnder Ton durchzittert die Luft; er klingt silberhell wie das Kichern eines Kindes. Aus tiefem Fels hat eine Quelle sich losgerungen. Ihre Wasser fallen in ein rundes Becken und verlieren sich im dichten Moos.

In der Luft liegt ein weicher, warmer Hauch. In der Krone einer alten, verkrüppelten Eiche, die die Quelle beſchattet, ſingt ein Vogel. Dann fliegt er jubelnd auf, dem ſtrahlenden Himmel entgegen.

Iſt das der Ort der Erlöſung? Iſt das die Stelle in dieſer Schlucht des Schreckens, wo die Hölle machtlos iſt? — —

Von den Felſen tropft das Waſſer in gleichmäßigem, eintönigem Fall, Tropfen auf Tropfen, klingend und melancholiſch, wie ein Tag, der dem andern folgt.

Und der Fluß toſt in runden, ausgeſchliffenen Keſſeln, wirft Steine und entlaubte, zerſplitterte Baumſtämme von Wand zu Wand.

Der Fels geht ſenkrecht in die Höhe und läßt nur einen ſchmalen Streifen Himmel zwiſchen den beiderſeitigen Wänden. Niemals ſcheint die Sonne hinein in dieſe Klüfte.

Nur ganz oben iſt ein Fleck, auf dem die Sonnenlichter ſpielen; es iſt ein ſteiler Geröllhang, über dem dunkler Wald den ſanfter anſteigenden Fels begrünt. Dort geht es hinüber nach Joch Grimm.

Auf Joch Grimm aber ſaß die Königin, die es gelüſtete, den Recken Dietrich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Da ſchickte ſie den Rieſen Ekke aus, daß er jenen im Streit beſiege und gefeſſelt vor ihren Thron bringe.

Im finſtern Tann über der Schlucht trafen die beiden auf einander. Und es entſpann ſich ein harter Kampf, der den ganzen Tag währte. Und als die

Sonne hinter fernen, blauen Bergen unterging, da machten sie Waffenstillstand bis zum nächsten Morgen. Und als die Sonne abermals am Himmel stand, da besiegte Dietrich den Riesen Ekke.

So geht die Sage vom Eggenthal. — —

Immer enger wird die Schlucht. Auf gemauerten Bogen zieht die Straße am Felsen hin, hoch über dem tosenden Wasser. Von oben kommen Sturzbäche, zerstieben an den Felsbändern und verschwinden im Strudel der Tiefe. Und auf einmal sind wir am Ende. Eine Felswand versperrt das Thal. Die Menschen haben einen Stollen hindurchgeschlagen, durch den sie aus der Enge einen Ausweg in ein lachendes, grünes Thal, in weite Alpenmatten und nach den lichten Höhen des Rosengartens schufen.

Der Fluß fällt hier in plötzlichem Sturz wohl zehn Meter über eine steile Stufe. Der Weg führt als Brücke über den Wasserfall.

Da stehe ich und sehe in das Tosen hinab. Wie ein Strom von flüssigem Eisen stürzt die gewaltige Wassermasse zu Thal, zerborsten in unzählige, glitzernde Funkensäulen. Eine eisige Kälte weht herauf. Und ein Brausen erfüllt die Felsenge wie von langen Eisenbahnzügen, die über hallende Brücken donnern.

Das Wasser stürzt in einen runden Kessel hinab, spritzt wieder in die Höhe, peitscht die kahlen Felsen und nagt an ihren Mauern. Weiße Schaumballen jagen in der Runde herum, geraten unter die stürzenden Wasser und zerstieben.

Und die Felsen streben gerade zum Himmel empor, braun und triefend und drohend . . .

Die Sonne muß schon hinter Schneebergen im Westen gesunken sein, alles rundum verliert seine gesättigte Färbung, und ein starker, abendlicher Duft strömt auf von nassen Gräsern und den winzigen Glockenblumen, die am Felsen blühen.

Die Schlucht ist dunkel geworden. Nur der schäumende Wassersturz leuchtet gespenstisch aus tiefen Schatten. — —

— So vergaß ich Zeit und Ort und sah hinab in das Schäumen und Vergehen. Und diese Vision ist mir geworden:

Ich saß auf weißem, geflügelten Roß und flog hoch über einer weiten, dürren Ebene hin, die in nächtigem Schatten lag. Und in der Ferne klang eintöniges Rauschen, als ob ein wilder Strom durch Felsengen dort den Weg suchte. Fern am Horizont wetterleuchtete es. Und wenn die Ebene in sekundenlanger Dauer vom Blitz erhellt war, dann sah man eine doppelte, lange, unendlich lange Reihe von Steinmälern. Und auf allen Gesichtern lag ein fahles, widriges Grinsen. Und alle sahen nach dem Norden hin, dahin, wo die Reihen der Steingeschöpfe im Dunkel der Ferne und der Nacht verschwanden.

Und der Sturm sauste mir um die Ohren.

So ging es vorwärts, endlos vorwärts. Unter mir lag immer noch die Ebene. Das Rauschen des Wassers aber hatte sich verloren. Furchtbar still war es geworden, so daß ich vermeinte, das Gehen der Zeit

zu hören; es klang, wie wenn schwere Tropfen aus großer Höhe auf eine Platte von reinem Silber fallen, gleichmäßig und endlos, Tropfen auf Tropfen, eine ganze, bange Ewigkeit. Und es war mir, als ob alle die Tropfen mir auf das Herz fielen und dort brannten wie siedendes Blei.

Und mein Herz verlangte nach dem Ende der Fahrt. Aber die Ebene erstreckte sich endlos und verlor sich im Dunkel des Nordens. Und unten im weißen Sande krochen Schlangen und ekles Gezücht, und sie ringelten sich um nackte Menschenleiber und sogen an den blutbefleckten Gliedern. —

Die Landschaft hatte sich verändert. Kahle verlassene Felsen, die scharfe Schatten warfen, starrten da unten in die Höhe. Und ich saß auf weißem Pferd, das eine Krone auf dem Haupte trug. Die Krone aber bestand aus zuckenden Herzen, aus denen züngelnde Flammen brachen. Schnell wie der Blitz ging unsere Fahrt. Und tief unten lagen weite Schneeflächen und bläuliche Gletscher, in deren Klüften es donnerte.

Weit draußen aber, wo die Linie des Horizonts im dämmernden Dunst der Ferne verschwamm, da glühte ein Punkt auf, rund und gleißend wie das Auge Gottes. Und die Blitze, die von ihm ausgingen, beleuchteten fernhin bis an das Ende der Welt brennende Dörfer und blutige Schlachtfelder. Und es that sich ein Spalt auf in dem steinigen Boden. Ich sah hinab in weite, felsige Klüfte, in denen trüber Dämmerschein herrschte. Von den Felsen fielen glühende Tropfen auf nackte Leiber, die in Qualen sich wanden. Im

Süden toſte ein Wirbelwind — mein Roß aber ſenkte ſich auf den Boden hinab. Durch Felſen ging der Weg und durch ſchäumendes Waſſer. Vor unſerm Schritt zerteilten ſich die Elemente und ließen eine freie Bahn. In tiefe Schachte ging es, in denen Gold an den Wänden gleißte. Ein Schimmer, ein ungewiſſes Licht begleitete uns; man ſah nicht, woher es kam, und wohin es ging.

Und auf einmal ſtanden wir an dem Felſen, der das Zeichen trägt, das mich erbeben machte bis in das innerſte Mark, das Zeichen, das alles umfaßt, was furchtbar iſt und ewig.

Aus dem Felſen tönte ruhiger Geſang; es klang wie Bachesmurmeln, wie Säuſeln des Frühlingswindes in grünen Zweigen; und langſam ſchwoll die Stimme an wie das Rauſchen des Meeres, wie Brauſen des Sturmes; die Felſen erbebten, die Stimme aber ſchwoll und ſchwoll.

Und das Zeichen verſchwamm und löſte ſich auf vor dem gewaltigen Brauſen.

Die Felſen ſprangen, und der Sturm hob mich auf und warf mich in die Lüfte ...

... Ich ſaß auf einem Roſſe mit einer Krone von zuckenden Herzen, wir ſtürmten nach Süden, über Schneefelder und bläuliche Gletſcher, in deren Klüften es donnerte. Raum und Zeit lagen hinter uns, wir waren da angelangt, wo das Nichts beginnt, das graue, endloſe Nichts, das ewiger iſt als die Ewigkeit. Und da ich nackt war, wunderte ich mich, daß mich nicht fror; ich that meinen Mund auf und rief; aber

meine Stimme hallte nicht; ich ſchlug mit der Fauſt auf meine Bruſt; aber ich fühlte es nicht.

So trug mich mein Roß durch das Nichts. Und Schlangen wuchſen aus den Herzen ſeiner Krone empor und umzüngelten mich und legten die ſchmalen Köpfe an mein Geſicht und ſpritzten ihr Gift in meine ſtarrenden Augen; und ich wurde blind.

Der Wirbelſturm umſauſte mich, und ich verging im Nichts . . .

Drittes Kapitel.

Eines Abends, als es ſchon im Zudämmern war und Wieland ſich grade die Lampe hatte bringen laſſen, klingelte es an der Entréethür.

Wieland ſchreckte zuſammen. Er hatte vor ein paar Minuten von ſeinem Fenſter aus die verſchleierte Dame unten auf der Straße auf und abgehen geſehen. Nun war ſie verſchwunden, wie ein ſchneller Blick hinunter ihn erkennen ließ. Sollte ſie es gewagt haben, heraufzukommen?

Das Öffnen der Thür überhob ihn allen Nachdenkens darüber: es war wirklich die ſo oft Geſehene. Sie blieb an der Wand ſtehen, ohne ein Wort zu ſagen. Wieland ſchien es, als ob ſie wankte. Er erkannte ſie; es war Elſa. — Er hatte es ſchon immer gewußt, nur nicht gewagt, es ſich einzugeſtehen. — Nun

war sie da. — Er mußte sie in seine Arme nehmen. — Dazu kam sie. — Alles das stürmte plötzlich auf ihn ein. Aber trotzdem rührte er sich nicht von der Stelle. Er wollte Widerstand leisten, wollte sich nicht besiegen lassen, wollte sich nicht wegwerfen an eine — Verräterin.

Sie aber stand da, hülflos in sich zusammengesunken. Es schien ihm, als ob sie schluchzte; aber er konnte es nicht mit Sicherheit erkennen, da der dichte Schleier ihre Züge vollkommen verhüllte.

Noch war kein Wort zwischen ihnen gefallen. Und doch war schon so vieles gesagt. Wieland schien es eine Ewigkeit, daß sie schon dastand. Länger war dies vernichtende Schweigen nicht mehr zu ertragen. Er suchte nach irgend einem Wort, nach einer Anrede; aber er konnte nichts finden; es war wüst in ihm. Nur der eine Gedanke, daß er niemals nachgeben, niemals verzeihen könne, war allmächtig; er hätte es gesagt, wenn er fähig gewesen wäre, zu einer Abweisung die Worte zu finden. Aber sie ließ es gar nicht dazu kommen; denn sie hatte sich schon gefaßt, und als er endlich, um etwas zu thun, mit ungeschickter Gebärde auf einen Stuhl wies, sagte sie mit ihrer sanften Stimme, die ihm aus fernen, glückseligen Welten zu kommen schien:

„Verzeihen Sie, daß ich bei Ihnen eingedrungen bin. Wenn Sie wollen, gehe ich sofort wieder.“

Er war durch den milden Ton und noch mehr den Inhalt dessen, was sie sagte, mit einem Schlag entwaffnet. Und nun brach er in einen Schwall von

Worten aus. Er bat um Entschuldigung. Er sei so verwirrt über die Ehre ihres Besuches. Er sei nicht gewöhnt, Damenbesuche zu empfangen. Sie wolle wahrscheinlich seine Sammlung von Kunstgegenständen besichtigen. Dann sprach er von Böcklin und Stuck, lobte die Tiroler Denkmäler und hätte wohl noch mehr solch unzusammenhängendes Zeug vorgebracht, wenn Else nicht plötzlich den Schleier hochgehoben und ihr thränenfeuchtes Antlitz gezeigt hätte. Da verstummte er. — Sie war noch schöner geworden. Das Leid hatte sie nicht altern gemacht. Nur um die Augen lag ein müder Zug, wie ein leichter blauer Schatten, und die Mundwinkel zuckten verräterisch.

„Ich kam, um Sie wiederzusehen," sagte sie endlich. „Und wenn es ein Schritt ist, den andere Frauen vielleicht nicht gethan hätten, so will ich die Verantwortung gern tragen. Ich habe schon viel Schwereres getragen, als dieses. Aber ich hoffte, daß Sie mich anders empfangen würden."

Er fand sich langsam wieder. Er wollte fest sein. Drum sagte er kalt: „Verzeihen Sie, meine Gnädige, wenn ich es an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen ließ. Ich will das Versäumte nachholen. Zunächst gestatten Sie, daß ich ein Glas Wein für Sie bestelle. Und vielleicht etwas Konfekt?" Er wollte klingeln, aber sie bereitete seinem Beginnen ein rasches Ende durch eine eigentümlich abweisende Handbewegung, die ihn gleichsam auf dem Boden festwurzelte. Damit war auch seine Kaltblütigkeit wieder verschwunden. Es drehte sich alles um ihn, und als er zufällig in den

Spiegel blickte, der über dem Sopha hing, ſah er, daß er weiß war wie eine Leiche.

Ah! Wie ſollte das enden? Warum kam ſie, jetzt da er doch nimmer vergeſſen konnte, in wie ungeheures Elend ihn ihr Verrat geſtürzt hatte? Das konnte ſie nie gut machen; er haßte ſie, ja er haßte ſie.

Sie war auf einen Stuhl geſunken und ſtarrte ihn an. Sie war ſchön; ihre Schönheit verwirrte ihn; er konnte ſich nicht retten, als indem er abermals unzuſammenhängendes Zeug zu reden begann. Er ſprach von ſeiner Sommerreiſe; er hätte ſich ſehr glücklich gefühlt. Die Alpe mit ihrem friſchen Grün! Die Berge in ſtolzer Majeſtät! Das gute Wetter! Keinen Augenblick hätte er an die Stadt gedacht.

„Übrigens iſt mir Ihre Vermählungsanzeige zugegangen," fuhr er fort. „Ich gratuliere nachträglich von ganzem Herzen zu der vorzüglichen Partie. Ich ſah Sie neulich mit Ihrem Herrn Gemahl auf der Straße. Sie ſahen ſehr glücklich aus; jawohl, ſehr glücklich . . ."

„Und es ſoll wirklich wahr ſein, daß Sie niemals mehr an mich gedacht haben?"

„Nun! He, He! Wie man das nehmen will. Wir haben ja ſo oft miteinander getanzt. Und einmal haben Sie mich ſogar geküßt; früher einmal. Entſchuldigen Sie nur, daß ich Sie daran erinnere. Es iſt nicht böſe gemeint. Und Sie können ruhig ſein. Ihr Mann wird natürlich nichts davon erfahren."

Er ſchlug ſich auf die Bruſt. Er ſei ein Ehrenmann. Er verrate nichts.

Sie nickte wehmütig mit dem Kopf. „Aber Sie haben mich ſo feindſelig angeblickt," ſagte ſie. „Wiſſen Sie, neulich, als wir uns auf der Promenade begegneten. Sie ſind uns auch ein Stück gefolgt. Ich habe es wohl geſehen."

„Ja, kann ſchon ſein. — Das Wetter war ſehr gut an jenem Abend. — Von einer Feindſeligkeit kann aber ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſein. Warum ſollte ich auch? Wir ſind ja — gute — Freunde; — gegen — gute Freunde iſt man nicht feindſelig. Ich habe Sie ſtets als eine Freundin betrachtet, wenn Sie mir dieſen vertraulichen Ausdruck geſtatten."

„Nur als eine Freundin?" antwortete ſie tonlos. „Ich aber — ich habe Sie immer geliebt."

Da lachte er auf. Sie hätte ihn geliebt? Ha! Ha! — Das müßte eine Täuſchung ſein; — weil ſie ihm einmal einen Kuß gegeben? Das verpflichte zu nichts. Nein! So lächerliche Prätentionen habe er nicht. Sie möge entſchuldigen, daß er gelacht. Es ſei unhöflich. Aber er hätte es nicht unterdrücken können.

Mit einer grauſamen Freude ſah er, wie ſie bei ſeinem Lachen in die Höhe gefahren war. Sie ſetzte ſich aber gleich wieder hin. Ihr Geſicht nahm plötzlich den Ausdruck der Entſchloſſenheit an.

„Sie haben Recht, wenn Sie mich ſchmähen," ſagte ſie. „Sie wiſſen noch nicht, was ich gelitten. — Ich will Ihnen ſagen, wie alles gekommen iſt; dann werden Sie vielleicht verzeihen können. Sehen Sie, mir blieb ja

keine Wahl. — Ich mußte ihn heiraten. — Meinem Vater ging es ſchlecht — unglückliche Spekulationen... — Und Wachter iſt reich, ſehr reich. — Und Sie waren damals auf einmal merkwürdig gegen mich — da ſtellte mich mein Vater vor die Wahl. — Sehen Sie, ich wußte nicht aus noch ein. — O, glauben Sie mir, es iſt eine ſchwere Zeit geweſen, und ich habe viel durchgemacht, viel, viel. Dann ..."

„Aber das geht mich ja nicht im Geringſten an. Ich glaube doch ſchon einmal betont zu haben, daß ich mir kein Anrecht an Ihre werte Perſon anmaße. Würde mir nie einfallen ... Aber wollen wir nicht lieber von etwas anderem ſprechen... Dieſe ganze Unterredung erſcheint mir ſo ſeltſam ... Und dann, halten Sie mich nicht für ihren Beichtvater; denn ich habe warmes Blut in den Adern, und Sie ſind ſchön ... ſehr ſchön ..."

Er ſtockte; er hatte Sie durch Roheit beleidigen wollen. Aber da ging etwas wie Freude über ihr bleiches Angeſicht. Sie richtete ſich langſam auf und ſagte:

„Siehſt du! Du kannſt mir nicht weis machen, daß du alles vergeſſen haſt. Du leideſt wie ich. Du biſt nur zu ſtolz, es einzugeſtehn. Aber ich demütige mich ja vor dir. Kann ich noch mehr thun? dann ſag' es mir. Ich will dir gehorchen. Ich will fort von jenem."

Sie war aufgeſtanden. Ihre Leidenſchaftlichkeit ſteigerte ſich. Sie ſprach mit einem jubelnden Tonfall in der Stimme, der ihn erbeben machte.

„Er iſt brutal und macht mich zur Dirne. Er mißhandelt mich. Ich haſſe ihn grenzenlos, ſo grenzenlos, wie ich dich liebe. Ach, ſprich ein Wort! Sag' mir, daß du mich liebſt . . .“

Sie ſchlang ihm die Arme um den Hals und flüſterte ganz außer ſich:

„Sieh, ich will dir folgen. Wenn du willſt, ſo laß uns zuſammen leben oder ſterben. Nur dieſe Gleichgültigkeit wirf von dir. Sieh mir in's Geſicht und ſag mir, daß du mich noch liebſt. Ah! ſo ſprich doch . . .“

Sie hing ſchwer an ſeinem Halſe. Den Mund hat ſie auf ſeine Schulter gepreßt, und ihre Arme umklammerten ihn ſo feſt, daß er ſich kaum rühren konnte. In ſeinen Ohren brauſte es; der Boden wankte ihm unter den Füßen. Es war ihm, als ob er ſie feſthalten und nimmer loslaſſen müßte. Aber nur einen Augenblick dauerte die ſüße Verſuchung. Dann beſann er ſich. Nein, nein! Nur jetzt nicht nachgeben. Sie iſt es nicht wert. — Der alte Trotz kam ihm zur Hülfe, und mit Aufwendung der letzten Kraft ſtieß er ſie brutal zurück. Sie leiſtete, wie gebrochen, keinen Widerſtand.

„Sie werden ſich Ihren Teint ruinieren,“ ſagte er höhniſch. „Das Weinen bekommt Ihnen nicht. — Vielleicht kann ich Ihnen etwas Kaffee bringen, das wird Sie beruhigen.“

Seine Stimme war ganz feſt geworden. Er kannte ſich nicht mehr. Da ſtand er und brachte ihr Wunde auf Wunde bei mit einer Grauſamkeit, die ſeinem

innerſten Weſen ſo fremd war. — Wahrhaftig er konnte ſtolz ſein; der Hieb ſaß. Sie kauerte ſich auf ihrem Stuhl zuſammen, daß ſie ganz klein war. Ein Zucken ging durch ihren Körper; die Hände hatte ſie vor das Geſicht geſchlagen. Er aber redete immer weiter, gleichmütig, als ob es ſich um's Wetter handelte.

Es dürfe kein Mißverſtändnis zwiſchen ihnen beſtehen, ſagte er. Sie irre ſich, wenn ſie meinte, er hätte ſie je geliebt. Es ſei nicht leicht, ſo etwas einer Frau zu ſagen; er lege aber Wert darauf, daß ſie ihn ganz kennen lerne. Sie ſei ihm eine Freundin geweſen, nicht mehr und nicht weniger. Und dann die Ehe! Die ſei ihm heilig und nun gar dieſe Ehe.

Da ſtöhnte ſie auf, daß es ihn durchfuhr. Er ſah wohl ein, daß er zu weit gegangen, konnte aber keine Worte finden, um das Geſagte wenigſtens abzuſchwächen. — So ſchwieg er lieber ganz. Er ſchämte ſich; er hätte ſich ohrfeigen mögen.

So dumm zu ſein und ſo gemein! Oh! Wieland, das ſetzt deiner niedrigen Geſinnung die Krone auf. Denn wenn du ſie auch zurückweiſen mußteſt: ſie zu beleidigen war nicht nötig. Was wird ſie von dir denken? Er ſtand am Tiſch in der Mitte des Zimmers und ſah ſtarr auf den Teppich zu ſeinen Füßen, deſſen eigentümliche Wellenlinien auf einmal ſeine Aufmerkſamkeit erregten.

Der Teppich iſt ſchön, ging ihm plötzlich durch den Kopf. Für's Schlafzimmer kaufſt du dir einen ähnlichen. Dann dachte er an ein Concert, das er vor einiger Zeit beſucht hatte, an die komiſche Art

und Weiſe der betreffenden Sängerin, den Mund zu ſpitzen, an einen Pudel, der ihm geſtern zum Kauf angeboten worden war, an alles Mögliche, an Dinge, die von gar keiner Bedeutung waren. Dahinter aber laſtete ein furchtbares Grauen; er vermochte kaum zu atmen. Er ſpähte zu Elſe hinüber. Sie hatte ihren Schleier herabgelaſſen und ſaß immer noch mit geſenktem Haupte da, ohne einen Laut von ſich zu geben. Plötzlich ſtand ſie mit einer ſchwerfälligen, langſamen Gebärde auf. In ihren Bewegungen prägte ſich unendliches Leid aus, ein Leid, das keinen Anfang hat und kein Ende finden kann. Es war nicht Reſignation und nicht Anklage, nur ein unſägliches Grauen. Sie blickte ihn eine Weile an; dann ſagte ſie mit dumpfer Stimme, die einem Ächzen glich: „Ich will gehn ... denn ich ſehe, daß es noch nicht Zeit iſt ... Ich zürne dir nicht ... Ich werde wiederkommen.“

Er war an das Fenſter getreten und ſchaute, ohne zu antworten, in den dämmernden Garten hinaus. Er hörte noch, wie ſie die Thür öffnete; ſie blieb dort noch eine Weile ſtehen. Als er aber keine Miene machte, ſich umzudrehen, ſchritt ſie leiſe hinaus, ohne ein Wort zu ſagen; er hörte ſie an der Entréethür klinken; ſie ging nicht auf; in ihrer Aufregung ſah ſie wohl nicht, daß die Kette noch vorlag. Sie arbeitete verzweifelt an der Thür, bis endlich die Wirtin kam und ſie hinausließ. Ihre Schritte verhallten auf der Treppe ...

Dann wurde es ruhig im Hauſe. Er ging nicht einmal in das Vorderzimmer, um ihr nachzuſehen ...

Nun war ſchon Mitternacht vorbei, und er ſtand immer noch am Fenſter und ſann. Hatte er Recht gethan? Ja; denn es war ſo ſein Wille geweſen. Und ſein Wille gab ihm das Recht.

Aber was nun? Wo waren ſeine Vorſätze, ein neues Leben zu beginnen? Wo war der friſche Mut, mit der Vergangenheit abzuſchließen, von dem er geträumt hatte? Alles dahin, alles wie Spreu vor dem Wind verflogen. Ihr Bild thronte unzerſtörbar und unwandelbar in dem Tempel, den er ihr in ſeinem Herzen errichtet hatte. Der Feind war übermächtig. Wer nicht die Waffen ſtrecken wollte, mußte den Kampf aufgeben und fliehen.

Seltſame Erinnerungen ſchoſſen ihm durch den Kopf. Er gedachte eines dreitägigen Kampfes mit ſeinem Vormund; der hatte den trotzigen Knaben, der wegen eines kleines Vergehens nicht um Verzeihung hatte bitten wollen, bei Waſſer und Brot in eine dunkle Kammer geſperrt. Er hatte nicht nachgegeben, und als er ſchließlich das Gefängnis verließ, geſchah es nicht, weil jener ſeinen Willen erreicht hatte, ſondern weil er erkrankte.

Er dachte an ſeine Streitigkeiten auf der Univerſität, an die Unannehmlichkeiten, die ihm ſo oft daraus erwachſen waren, daß er es nicht über ſich vermochte, irgend welchen konventionellen Dingen Konzeſſionen zu machen.

Er ſah ein, daß er auch jetzt ſich treu bleiben mußte. Lieber unglücklich ſein, als ein Verräter an dem, was ſein ganzes Leben ausmachte. Und unglücklich war er nun, weiß Gott! . . .

Über dieſen Gedanken war beinahe etwas wie Ruhe über ihn gekommen; er intereſſierte ſich für den Lärm, der aus der Kegelbahn des Gaſthauſes nebenan durch die dunkle Nacht drang.

Das iſt ja ganz luſtig, ſagte er ſich; man hört die Kugeln rollen und die Kegel fallen; ich getraue mir ſogar faſt zu ſagen, wieviel Kegel gefallen, und wann es alle neun ſind. Dann brüllen die Spielenden. Man ſollte immer in der Nähe einer Kegelbahn wohnen. Man würde dadurch von ſo manchem trüben Gedanken abgelenkt. Ich ſetzte den Fall, ich hätte heute nicht das Glück, eine lärmende Nachbarſchaft zu beſitzen; was hätte ich da wohl anfangen ſollen, um über die unendliche Stille dieſer Nacht hinwegzukommen? Ich hätte mich wohl zum Fenſter hinausſtürzen müſſen oder vielleicht auch . . .

Nun, das wäre das einzig Richtige. Dazu habe ich mir den Revolver ja gekauft . . .

Da liegt er, auf dem Tiſch! Er trat heran, nahm ihn in die Hand und betrachtete ihn prüfend von allen Seiten. Dann ſetzte er ihn an die Stirn, zwiſchen die beiden Augen, dahin wo die Pein des letzten halben Jahres eine ſenkrechte harte Falte hatte entſtehen laſſen. Die Berührung des kalten Eiſens that ihm wohl. Nun brauchſt du nur den Zeigefinger zu rühren, ſagte er ſich, und alles iſt aus. Du biſt Herr über Leben und Tod.

Aber warum ſollſt du dich erſchießen? Weil du ein Weib, ein zartes, hülfloſes Geſchöpf unwürdig behandelt haſt? Oder weil du ſie liebſt und von allen

Hinderniſſen, die zwiſchen ihr und dir liegen, als das ſchwerſte die Schranke erkannt haſt, die dein eigner Stolz, dieſer dich ſelber am meiſten peinigende Trotz aufgerichtet hat? — Ein andrer hätte ſie genommen, da ſie den Mund zum küſſen bot. Ein andrer hätte vergeſſen, was vorausgegangen war. Du aber thateſt, als ob ſie nicht mehr in deinem Herzen thronte, als ob ſie eine beliebige Dirne ſei, die auf der Straße im Schutz eines dunkeln Winkels den ſpäten Wanderer mit dem Ellenbogen ſtreift und ihm zuflüſtert, er möge mit ihr gehen.

Pfui! Pfui! Du biſt ein Lump! Es überwältigte ihn ein ſolcher Ekel vor ſich ſelber, daß er den Revolver fallen ließ und ſich aufſtöhnend in einen Stuhl warf.

Nein; er mußte weiter leben! Er mußte dieſes Leben weiterſchleppen; er war eine ehrliche Kugel nicht wert.

Und da dachte er wieder an ſchweigende Bergwälder und den Frieden der weltfremden Einſamkeit. Vielleicht, daß er dort noch die Ruhe fand. Mit der Arbeit war es ja nichts; er war nicht mehr fähig dazu. — Aber der Winter in verſchneiten Hochthälern konnte ihn vielleicht noch retten. Er wollte fliehen, weit fort, in eine Gegend, wo man ihn nicht aufſpüren ſollte — —

Draußen rüttelte der Herbſtſturm an entlaubten Bäumen. Zerriſſene Wolkenfetzen hingen an den Bergen, wallten auf, formten ſeltſame Geſtalten mit langen, greifenden Armen, zerſtoben und ſammelten ſich, und

auf fernen Kirchthürmen ſchlugen die Stunden. Über den Wolken aber ſahen die Sterne ruhig herab auf aufgeregte Welten.

Und die Morgendämmerung, die bleich auf den Bergen erſchien, weckte den Brütenden aus dumpfen, peinigenden Gedanken zu dem Bewußtſein einer neuen, endloſen Qual.

Viertes Kapitel.

Ach! wie ſchwer iſt der Weg in die Einſamkeit, in die Verbannung, die ſelbſt auferlegte!

Er hatte das letzte Dorf des Grödnerthals um 11 Uhr vormittags verlaſſen und ſchritt den ſteilen Karrenweg, der zum Joch führt, langſam bergan. Bald war er im Schnee. Hier hatte der Winter ſchon begonnen. Die Tannen des Hochwaldes ſtanden gebückt unter der Laſt ihrer Schneehauben. In tiefer Schlucht neben dem Weg donnerten unter friſch zu Thal gegangenen Lawinen die Waſſer des Baches. Krähen flogen kreiſchend in langen Zügen über das ſtille Hochthal. Der graue Himmel laſtete auf den Bergen; er barg den Schneeſturm.

Ringsum verſanken die Thäler in blauſchwarzer Tiefe. Über die niedrigen Bergrücken und Höhenzüge der Seiſer Alpe hoben ſich die ſchneeverbrämten

Zacken der Dolomiten. Sie ſtanden unbewegt und ſtill und überſchauten mit dem Blicke der Majeſtät Dörfer und Thäler.

Der graue Himmel laſtete auf den Bergen. —

Mühſam ſtampfte Wieland durch den weichen Schnee. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn und tropfte über die glühenden Wangen auf die Lodenjoppe herab. In den Ohren verſpürte er ein Sauſen. —

Bei einem Stein unter morſchem Kruzifix machte er Raſt. Da ſah er an den abenteuerlichen Zacken der Rotſpitzen vorbei nach dem Langenthal mit ſeinen regelmäßigen, wie Kuliſſen hinter einander tretenden Felswänden hinüber, aus deſſen Schneegrund verſtreute Zirben blauſchwarz aufſtrebten.

Über die Geröllfelder am Fuße der Felſen iſt eine weiße, ununterbrochene Schneedecke gebreitet. —

Vor ihm ſpazierte gravitätiſch ein Rabe auf und ab. Er putzte ſein Gefieder, ſchlug vergnügt mit den Flügeln und flog dann kreiſchend auf.

Wenn der Wind ſich regte, ſo ſtäubten von den ſchwer belaſteten Bäumen kleine Schneelawinen nieder, und die befreiten Zweige richteten ſich auf.

Wer wird den Müden von der Laſt befreien, die auf ſeiner Seele ruht? Der Wind, der vom Joch herunter weht? Die Wärme, die von Süden kommt? Ein Helfer von irgendwoher, der da rüttelt an ihm? Die eigne Kraft? Er wußte es nicht. Das Hoffen hatte er aufgegeben.

Es lag eine ſchwere Stille auf den Höhen. Der

Schnee erstickte die harmonischen Geräusche der Einsamkeit.

Da schritt er weiter. Der Wald wurde licht, die Bäume verkrüppelter und einsamer. Auf kleiner Erhöhung eine dunkle Zirbe, am steilen Hang die Tanne und niedriges vom Schnee gebeugtes Weidengestrüpp!

Der Weg war durch lange Stangen gekennzeichnet, die aus der weiten, beschneiten Fläche in kleinen Zwischenräumen aufragten. Wo ein Steinblock lastet, da steht auch ein Holzkreuz, ein Marterl:

Wanderer stehe still und bete ein Vaterunser: Allhier verunglückte im Schneesturme der ehrengeachtete Jüngling im 22. Lebensjahre . . .

Jedesmal wenn er rastete, stand er vor so einem Memento mori. Es haben viele im Wintergraus ihr Leben lassen müssen. Die Berge schauten kalt und mitleidslos auf ihre Opfer herab.

Zur Rechten ragen steile Felsen auf, die oben in einer graden Linie zurückweichend eine Terrasse bilden, auf der sich eine zweite Felsstufe senkrecht aufbaut. Dort ruhn die Wasser des Sees de Pisciadù, um den der Drache sich ringelt.

Jähe, finstere Schluchten haben sich in die Abstürze der Terrassen eingegraben. Wer den See erreichen will, dessen Schätze der Lindwurm hütet, der muß diese Schluchten durchklettern. Jetzt sind sie unzugänglich. Das Eis hat ihre Wasser in Banden geschlagen. —

Kein Laut in weiter Runde!

Er ſtapft durch den tiefen Schnee, von Stange zu Stange. Die geſchloſſenen Sennhütten und Heuſtadel ſind von allen Seiten verweht. Ihre Dächer tragen ſchwere Laſten. —

Durch die kalte, wenig bewegte Winterluft zittert ein leiſer, leiſer Ton; es ſind die Glocken von St. Chriſtina. —

Er war in die Wildnis getrieben worden, in den Schnee der Verbannung. Und von ferne her hörte er die leiſe Stimme, die wie eine Klage iſt um das, was er verloren durch andrer Schuld und durch ſeine eigne. Aber die Berge weinen nicht. Nur ihn ſelber zwingt es das Haupt zu beugen. — Der Winter iſt gekommen. —

Ach! Wie weit iſt der Weg in die Verbannung! —

Endlich, endlich die Höhe des Joches! Ein offener, leerer Heuſtadel, der noch nicht zugeweht iſt, bot ihm eine Zuflucht. Es war kalt und dunkel in dem kleinen Raum. Wie lange er dort geſeſſen, wußte er nicht.

Als er wieder in's Freie trat, war der Himmel klarer geworden. Auf dem Langkofel blutroter Sonnenſchein! Die tannendunklen Thäler lagen in einſamer, ſtiller Tiefe!

Im Norden ſtanden hinter weißen Bergen weiße geballte Wolken. Über dem Thal von Enneberg ruhten ſchon die Schatten der Dämmerung.

Da ſchritt er abwärts, über ſanft geneigte Hänge dem Norden zu.

Rechts in den Felſen ſtürzt aus großer Höhe ein Waſſerfall hernieder, den das Eis noch nicht zu bannen vermocht hat.

Das Mittagsthal, eine schneeerfüllte Schlucht, dringt mitten in das Herz des Bergmassivs hinein.

Ernst ragen steile Felsgipfel in den abendlichen Himmel.

Verstreute Bauernhäuser, aus deren Schornsteinen dünne, blaue Rauchsäulen aufsteigen!

Eine kleine Kapelle und stockender Glockenklang!

Das ist Kolfuschg, der Ort, der ihn über den Winter bergen soll. —

. . . Weit und tief ist die Schneedecke. —

Fünftes Kapitel.

(Aus dem Tagebuch).

12. November.

Die Tage vergehen schwer und gleichmäßig. Ich sitze an dem kleinen Fenster der Wirtsstube, das mit Moos gegen die Kälte verwahrt ist. Alles Leben draußen ist erstorben. Die Schneedecke ist immer tiefer geworden. An den Wänden des Mittagkofels gehen keine Wasser mehr hernieder, das Eis hat sie erstickt.

Raben krächzen über dem weißen Thal. Die Bauern bleiben in ihren kleinen Häusern und halten Winterschlaf.

Die Leute im Wirtshause haben es aufgegeben, mich in ihre Gespräche hineinzuziehen. Sie sind

Ladiner und sprechen ein unverständliches Idiom, dessen seltsame Kehllaute gut in die düstere Landschaft passen. —

Ich habe Zeit, nachzudenken. —

Ich will dem Winter zusehen, wie er das stille Thal in Todesschlaf zu versenken sucht. Vielleicht sind wir von der Außenwelt bald ganz abgeschnitten. —

---

25. November.

Einsam bin ich schon. Dann werde ich ganz verlassen sein. —

Der Saß Songher ist der Wächter des Thals. Stundenlang kann ich ihn anstarren, wenn ich in meinem Zimmer am Fenster sitze.

Die steilen Wände bieten dem Schnee keinen Halt. Nur um seinen Fuß, da wo im Sommer Geröllhänge und steile Hochweiden sich ausbreiten, hat der Schnee sich festgesetzt. Im Frühjahr mögen da die Lawinen stürzen. —

Das Dorf liegt auf sanft geneigter Halde, die vom Joch kommend gegen das Enneberger Thal abfällt. Unten hat sich Wald angesiedelt.

Einen Steinwurf vom Wirtshaus entfernt fließt der jetzt in Eis gehüllte Bach. Jenseits steigen die finsteren Felsen der Sellagruppe auf. Um ihren Fuß steht schweigend der Wald.

Unaufhörlich fällt der Schnee in weißen, große

Flocken! Lautlos! An meinem Fenster wirbeln sie vorbei. Kein Ruf, keine Vogelstimme ringsum! —

Die Bauern sitzen unten in der Wirtsstube beisammen und reden in ihrer seltsamen Sprache vom Winter und von mir.

---

1. Dezember.

Die Haare gehen mir aus. Jeden Morgen liegen ganze Büschel auf meinem Kopfkissen. Die Wirtin hat es bemerkt und will mich pflegen, sie kocht mir Glühwein und füttert mich mit frischem Fleisch und Speck und Eiern, so schwer die Sachen auch hier in der Einsamkeit aufzutreiben sind. — Das Dorf hat sich an mich gewöhnt. Ich kenne die Bauern beim Namen, und ihre Kinder fliehen nicht mehr vor mir, wenn ich zwischen hohen Schneemauern den Dorfweg gehe. —

Ich möchte, daß dieser Winter ewig dauerte; daß er mich nimmer aus seinen Banden ließe, daß ich alles vergäße, was jenseits der verwehten Jochübergänge liegt.

Aber ich weiß, daß ich niemals vergessen kann. —

---

16. Dezember.

Und die Wochen vergehen. Ich schreibe nur selten noch in diesen Heften. Ich habe nichts zu schreiben. — Die Wirtin sagt, ich sei fett geworden. Es muß wohl

ſein. Ich fühle mich ſchlaff und träge und verdämmere die Stunden des Tages wie die Bauern, die Pfeife im Mund, am warmen Ofen ſitzend.

Des Abend erzählt mir die Wirtstochter ladiniſche Sagen vom See auf Pisciadù, von den Geiſtern der Meisules, und von den Felſen des Sass da Lec.

Und ich ſitze da und ſtarre auf meine Füße und denke an ein Paar blauer Augen, fern in der Stadt.

---

26. Dezember.

Weihnachten! Wir waren drei Tage lang vom Dorfe und der Kirche durch eine gewaltige Lawine abgeſchnitten, die vom Sass Songher gekommen iſt. Nun iſt die Verbindung notdürftig wieder hergeſtellt. Ich habe fleißig beim Schneeſchaufeln mitgearbeitet; das hat mir wohlgethan.

In der Chriſtnacht ging ich mit den anderen zur Meſſe.

Auf den Schneefall der letzten Tage war wärmeres Wetter gefolgt. Wir litten in der kleinen Dorfkirche nicht allzuſehr unter der Kälte.

Sie ſangen Weihnachtslieder in ihrer Sprache. Es war eine ſeltſame Feier. —

Ein Brief ohne Unterſchrift! Aber er kann nur von Elſa ſein.

„Ich warte auf dich," ſchreibt eine zitternde Hand. „Denn ich weiß, daß du mich liebſt, daß du mich niemals aufgegeben haſt.

Ich flehe dich an: sei gut. Vergiß, was trennend zwischen uns trat. — Wenn du nicht vergessen kannst, so muß ich sterben. Aber ich warte noch . . .“

Vergebene Mühe! Es kann nicht wahr sein, daß sie mich geliebt. Wie wäre es da möglich gewesen, mich aufzugeben. — Nein! nein! bei ihr ist die Schuld. Ich weiß mich frei. —

Und ich glaube ihr nicht, daß sie sterben will. Das ist nicht so leicht, das Sterben . . .

---

28. Dezember.

Von Bruneck sind Ausflügler mit ihren Schlitten gekommen.

Braune ist dabei. O! ich kann mir denken, warum er kommt. Es ist nicht wegen der Schlittenbahn, er kommt um meinetwillen. —

Ich sah von der Küche aus, wie er, schnaubend und sich den Schnee von den Kleidern schüttelnd, die Gaststube betrat. —

Er hat mir niemals Gutes gebracht. Was wird es diesmal sein? . . .

Sechstes Kapitel.

Sie gingen den tief verschneiten Weg, der in das Mittagsthal führt, Wieland, der an beschwerliche Pfade nun schon ganz wieder gewohnt war, mit einer

Leichtigkeit, die ihn selbst Wunder nahm. Es war ihm, als ob er schwebte, nicht nur körperlich. Auch seine Seele war heute so frei wie schon lange nicht. War es der Brief, der ihn fröhlich stimmte? Er gab sich keine Rechenschaft darüber. Braune dagegen schien ermüdet zu sein. Er mußte öfters stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Bei einer solcher Rast sagte er schließlich: „Sie führen mich da ja einen netten Weg. Einen anstrengenderen Spaziergang haben Sie wohl nicht auftreiben können?"

„Ich dachte mir, Sie seien besser trainiert. — Aber, wenn der Weg Sie auch etwas anstrengen sollte, so werden Sie wenigstens durch die Aussicht belohnt werden, die Sie bald schauen sollen."

„Na, dann in Gottes Namen!" Sie stiegen wieder langsam weiter. Braune setzte mehrmals zum Sprechen an, kam aber nie über die ersten Worte hinaus, aus denen nichts zu entnehmen war, als daß unten in der Stadt allerhand geschehen sei, was Wieland interessieren müßte. Der aber schwieg nur und zuckte die Achseln. So kamen sie zu einem kleinen Vorsprung des Felsenweges, der wie eine Kanzel über den Abgrund hinausragte. Man sah in die tief verschneite Schlucht des Mittagsthales hinein; auf der andern Seite überblickte man weithin die weißen Berge und das ganze in ungeheuren Schneemassen vergrabene Thal. Aus den Schornsteinen der verstreuten Hütten des Dorfes stiegen blaue, dünne Rauchsäulen kerzengrad empor. In der kleinen Kirche läutete die Mittagsglocke. Der Himmel war klar und tiefblau.

Wieland sog die reine, kalte Luft des Hochgebirges tief ein, wie jemand der sich einen Vorrat davon aufspeichern will, um unten in der dickeren Atmosphäre des Thals davon zu zehren.

„Das ist mein Lieblingsplatz," sagte er schließlich. „Hier gehe ich herauf, wenn ich allein sein will. Die Bauern stören mich hier nicht. Wo kein Heu einzuführen, kein Baum zu fällen, kein Vieh zu hüten ist, da ist man vor ihnen sicher. Und Touristen lassen sich im Winter nicht blicken."

Er sah Braune herausfordernd an. Der aber schien ihm gar nicht zuzuhören. Er blickte wie geistesabwesend in die Schlucht hinunter. Der Gießbach, der ihren Grund ausfüllt, war jetzt unter einer bläulich schimmernden Eisdecke verborgen.

„Da möchte ich nicht hinunterfallen," sagte Braune plötzlich. „Haben Sie bei ihren gewagten Spaziergängen denn niemals Angst, daß Sie einmal auf so einem rutschigen Schneehang einen Fehltritt thun könnten?"

Wieland zuckte die Achseln und schwieg. Feigling! dachte er bei sich. Was soll diese Dummheit mit dem Fehltritt? Man nimmt sich eben in Acht. —

Es war ganz ruhig geworden. Die Glocke der Kolfuschger Kirche hatte aufgehört zu tönen. Nur aus dem Gemeindewald am Fuße des Sass Songher hallten ferne, dumpfe Axtschläge, und irgendwo in der Nähe summte ein aufgescheuchtes Insekt.

„Das thut wohl," sagte Braune. „Diese Ruhe ist wie Balsam. Ich verstehe jetzt, warum Sie aus

der Stadt geflüchtet ſind. Da unten zwiſchen den Mauern der hohen Häuſer und im Ballſaal iſt ſchlechte Luft. Sie ſind klug, Wieland! Sie haben ſich gedrückt, als es noch ſchlimmer wurde."

„Was denn? Was wollen Sie damit ſagen?"

„O, ich meine nur ſo; halt das Gerede der Leute. Und ſonſt dieſe unangenehmen Affairen."

„Sie ſind ſtets ein Unglücksbote geweſen. Was haben Sie heute für mich in Petto?"

„Ich? Ja wie meinen Sie das? — Nicht daß ich wüßte."

„Keine Ausflüchte, Braune! Was iſt's." Er wurde ungeduldig.

„Ich verſtehe Sie nicht! Ich rede hier ganz allgemeine Dinge, und nun wollen Sie auf einmal etwas Spezielles, für Sie Beſtimmtes hören. Man beſchäftigt ſich in der Stadt nicht ſo intenſiv mit Ihnen, wie Sie anzunehmen ſcheinen. — Die Sache mit der Frau Wachter werden Sie doch ſchon kennen? Oder nicht?" Als er ſah, daß Wieland plötzlich die Farbe veränderte, ſetzte er in behaglichem Tone hinzu: „Weiß Gott! Sie ſcheinen gar nichts davon zu wiſſen. Nun! Das iſt eine dumme Geſchichte. Für die Leute wieder ein gefundenes Freſſen, natürlich! Zuerſt intereſſierte es auch mich übrigens ſehr, das will ich zugeben. Aber ſchließlich habe ich genug davon bekommen. Wenn einem immer derſelbe aufgewärmte Kohl wieder vorgeſetzt wird, dann ehnt man ſich bald nach anderer Nahrung.

„Alſo darauf bezog ſich vorhin Ihre Bemerkung,

daß ich gut daran gethan hätte, mich zu drücken, bevor es ſchlimmer wurde?“

Wieland war ſehr erregt. Er faßte Braune haſtig am Arm, um ihn zum weiterſprechen zu veranlaſſen. Es war ihm, als ob er Gutes hören müßte. Er hoffte; auf was? Das war ihm ſelbſt nicht klar. Aber er hoffte. Und dieſes Gefühl einer tiefen, nur zögernd eingeſtandenen Hoffnung paarte ſich in ſeiner Seele mit einer laſtenden Wehmut, die nichts unangenehmes hatte. Und was ihn am meiſten Wunder nahm, das war, daß er gegen Braune gar keinen Haß mehr empfand. Der ſtand da, das bleiche, ſtarre Geſicht zu Boden gekehrt. Hatten ſie die Rollen getauſcht? Hatte Wieland nun die Oberhand? Sollte der giftige Pfeil der Verzweiflung ſich jetzt gegen Braune gekehrt haben?

Es ſchien faſt ſo. Denn als er jetzt wieder zu ſprechen begann, geſchah es in einem ſeltſam traurigen Tone. „Ja, das iſt eine böſe Geſchichte,“ ſagte er. „Frau Wachter iſt zu ihren Eltern zurückgekehrt. Denken Sie nur, ihr Mann hat ſie brutal geſchlagen, als ſie verlangte, er ſollte das Weib laufen laſſen, das er in Meran ſchon ſeit ein paar Monaten aushielt. Er hatte ſich nicht geſcheut, Arm in Arm mit dieſem Frauenzimmer während der Kurmuſik zu promenieren. Es iſt die Gigia! Sie kennen Sie ja wohl auch?“

Er ſah Wieland lauernd an.

„Sie ſagen ja gar nichts. Ich meinte doch, es würde Sie intereſſieren, zu hören, daß die junge Frau jetzt frei iſt.“

Wieland ſchwieg immer noch. Er hatte ſich ab-

gewandt und ſchaute über das Thal ins Weite hinaus. Das Herz klopfte ſtürmiſch in ſeiner Bruſt. Ob es ihn intereſſierte? Das wußte der andere ſo gut, wie er ſelber. War er lediglich gekommen, um dieſe Neuigkeit an den Mann zu bringen? Was bezweckte er damit?

Er drehte ſich heftig um. „Hören Sie," ſagte er mit einer Erregung, die er kaum bemeiſtern konnte. „Ich muß annehmen, daß Sie irgend einen beſtimmten Plan verfolgen. Sonſt kann ich mir Ihr Benehmen nicht erklären. Was wollen Sie von mir? Ich habe das Verſteckenſpielen ſatt."

„Ich auch," erwiderte Braune ruhig. „Aber der, der ſich verſteckt, der ſich verſchanzt hinter ſchnoddrigen Redensarten und brummigen Anſchnauzern, das bin nicht ich; das ſind Sie. Oder wollen Sie vielleicht behaupten, Sie hätten nicht gewußt, daß ich Elſa liebe?"

Das Wort traf Wieland wie eine Offenbarung. Das alſo war's! Braune liebte Elſa! Auch Braune! Nun konnte er ſich erklären, warum ihn jener verfolgt, warum er ihn gehaßt hatte. Und er verſtand auch, warum ihn ſelber kein Menſch auf der ganzen Welt ſo unangenehm war wie dieſer Braune. Er hatte in ihm den Nebenbuhler gewittert, der ihm die Geliebte hatte abſpenſtig machen wollen.

Nun war alles klar; er atmete auf. Mit einem offenen Gegner konnte er kämpfen. Nur der Verwundung aus dem Hinterhalt war er nicht gewachſen. Eine Kampfesfreude bemächtigte ſich ſeiner, die er garnicht zu verheimlichen vermochte. Er mußte ſich Luft machen,

und da entfuhr ihm ein gellender Jubelruf, der an den Wänden der Schlucht wiederhallte und erst lange danach leise verrollte.

Braune sah ihn finster an. „Schreien Sie nur," sagte er, „wie ein grüner Junge, dem die Liebste ein Haarband geschenkt hat."

„Sie werden mir meine Freude nicht nehmen," erwiderte Wieland verächtlich. „Endlich habe ich Sie durchschaut."

„Zeit genug haben Sie dazu gebraucht, wenn es wirklich wahr sein sollte, daß Sie so weit sind. Aber ich glaube es nicht. O! Sie wissen noch nichts! Da sind noch Dinge, die Sie nicht kennen, Bester, Dinge, die sehr wichtig sind für ein richtiges Verständnis unseres gegenseitigen Hasses. Denn, wenn Sie's noch nicht wissen sollten: ich hasse Sie."

„Sie haben heute die Offenheit auf Ihre Fahne geschrieben. Welchem glücklichen Umstand habe ich das zu verdanken?"

„Sie werden es schon noch erfahren," erwiderte Braune düster. „Ich habe Sie hier besucht in der besten Absicht, allerlei Aufklärungen zu geben . . . und auch noch anderes," setzte er nach einer Weile hinzu.

Er sprach kalt, ohne sichtliche Erregung. Man sah ihm eine feste Entschlossenheit an. Es mußte innere Kämpfe genug gekostet haben, bis er sich so weit durchgerungen hatte; das konnte man an seinem Aussehen erkennen. Er war sichtlich gealtert, und seine Augen blickten müde.

„Ich sagte Ihnen, daß ich Elsa liebe," fuhr er

ſchließlich fort. „Nun, ſo ſollen Sie auch wiſſen, daß ich ihr eines Abends im Ballſaal einen Heiratsantrag gemacht habe. Ja! Sie wundern ſich? Sie ſind erſtaunt, ganz faſſungslos? Ich ſeh's Ihnen an . . . Na ja, es mag ja auch ſeltſam ſein, daß ich, der ekelhafte Kerl, der ich nun einmal bin, das gewagt habe . . . Aber was will man machen. Das iſt ſtärker als die Vernunft. — Nun! ich habe den mir gebührenden Korb bekommen. Sie hätten ihr Geſicht ſehen ſollen; hätten Ihre Freude daran gehabt."

Er ſchaute Wieland prüfend an. Der lehnte ſich faſſungslos an die Felswand. Es ſtürmte ſo vieles auf ihn ein, daß er keine Worte finden konnte, um Braunes Wortſchwall ein Ende zu bereiten.

„Sie wurde wie ein Eiszapfen," fuhr dieſer fort, „dann über und über rot; es ſtand ihr ausgezeichnet; ſie war zum Küſſen" — er ſpitzte die Lippen und warf einen Handkuß in die Luft — „dann fing ſie zu reden an: ſie bedauerte, fühle ſich ſehr geehrt u. ſ. w. — was man halt ſagt in ſolchen Augenblicken; im übrigen hätte ſie ſchon über ihre Hand verfügt; ſie ſei die Braut meines Freundes Wieland" . . .

Wieland war es, als ob aus weiter Ferne ein ſeltſames Weſen zu ihm ſpräche, ein Weſen, das nur aus einem Kopfe beſtand, der ſich wie ein weißer Fleck von dem dunkeln, felſigen Hintergrund abhob, und aus einem Mund mit ſeltſamen Falten an den Seiten, der wie eine Maſchine auf- und abging, immerfort auf und ab, auf und ab . . .

„Wiſſen Sie noch," ſagte dieſer unerträgliche

Mund, „wie wir dann in der Früh nach Schluß des Balles noch mitsammen im Kaffeehaus saßen? Sie waren freudig erregt . . . ist auch kein Wunder . . . Ein Kuß von der Elsa ist keine Kleinigkeit . . . ich nahm natürlich an, daß Sie sich damals den Verlobungskuß gegeben haben. Oder etwa nicht? — Sie antworten nicht! Also stimmt meine Annahme . . . Blicken Sie doch nicht so starr! Das sind ja alles Dinge, die schon längst vorbei sind. Vergessen allerdings noch nicht. — — Sie waren sehr erregt; ich auch, wenn auch aus anderer Veranlassung. Ich will's auch frei heraussagen, was mich erregte. Es war der Neid, hören Sie, Wieland? der Neid. Ich gönnte Ihnen das Mädel nicht. Ich bin nun einmal so. Ich kann es gar nicht sagen, wie sehr ich Sie haßte . . . ich hätte Sie mit kaltem Blut erdolchen können. — — Damals beschloß ich, daß Elsa Ihnen niemals angehören dürfte. Und während Sie von dem schönen Abend schwärmten, legte ich mir schon den Plan zurecht, der das frische Brautpaar auseinanderbringen sollte. Nun! Freund Wieland, was sagen Sie dazu?"

Er schaute ihn mit haßverzerrten Zügen an. Wieland aber reckte sich, wie aus einem Traume erwachend, und hieb ihm mit aller Kraft, deren er fähig war, in die spöttische Fratze. Er erwartete, daß jener sich wehren würde, und stellte sich mit geballten Fäusten kampfbereit vor den Gegner hin. Aber Braune rührte sich nicht. Er atmete schnell und keuchend, und während sich die getroffene Wange unter dem heftigen Schlag langsam rötete, nahm sein Gesicht einen ängstlichen

Ausdruck des tiefsten Entsetzens an, der Wieland zur Besinnung brachte und ihm beinahe Mitleid abnötigte. Da stand nicht mehr der Teufel, der ihn zu verderben suchte, sondern ein armer, schwer vom Schicksal getroffener Mann, der nicht mehr aus noch ein weiß.

„Sie haben mich geschlagen!“ sagte er endlich mit dumpfer Stimme, „nun gut; es mag Ihr Recht sein; ich nehm's als Abschlagszahlung entgegen. Aber ich bin noch nicht fertig. Denn ich habe noch eine Schuld abzutragen. Ich muß Elsa rechtfertigen. Ja! staunen Sie! Sie haben Ihr schweres Unrecht gethan, als Sie sie damals in Ihrer Wohnung von sich wiesen.“

„Also auch das wissen Sie?“ stöhnte Wieland, den das Gehörte fast zu überwältigen drohte.

„Auch das weiß ich.“

„Ach, wenn es wahr wäre . . . wenn ich wieder an sie glauben könnte! Dann . . .“ es erfaßte ihn eine plötzliche Ungeduld zu ihr zu eilen, sie zu fragen, sie zu trösten, sie in seine Arme zu nehmen.

Er richtete sich jählings auf, um nach dem Dorf hinunterzustürmen. Aber Braune verstellte ihm den Weg:

„So warten Sie doch noch einen Augenblick!“ schrie er wütend. „Sie wissen ja noch nichts. Und wenn ich Sie nun belogen habe? Oder trauen Sie mir das nicht zu?“

Wieland blieb plötzlich stehn. Er warf einen verächtlichen Blick auf den Fragesteller; diesem Menschen war jede Gemeinheit zuzutrauen.

Braune lachte. Er schien seiner Sache sicher. „Sie

haben es mir ja auch so leicht gemacht, so leicht! Sehen Sie; ich steckte mich hinter Elsas gute Freundinnen; denen brachte ich so im Gespräch bei, daß Sie öfters erklärt hätten, Sie dächten gar nicht daran, ein Mädel ohne einen Kreuzer Vermögen zu heiraten. Sie glauben nicht, wie schnell ihr das zu Ohren kam. Mein Gott! diese jungen Dinger sind ja so leicht zu betrügen."

Wieland hörte gar nicht mehr auf ihn. Denn es war ihm auf einmal klar geworden, daß Elsa ihn gar nicht verraten haben konnte, daß er an dem furchtbaren Mißverständnis wohl eben so viel Schuld trug, als sie. Es wurde ihm unsäglich leicht zu Mute. Die schwere Kümmernis, die ihn so lange niedergedrückt, fiel von seinem Herzen ab. Im Geiste sah er sich schon, wie er vor Elsa niederknieen würde, wie sie ihn aufheben und in die Arme schließen würde. Sie war schuldlos! sie war rein! In seinem Herzen stieg heißer Jubel auf. — Was kümmerte ihn noch dieser Mensch? Pah! Den konnte er dem eignen, bösen Gewissen überlassen.

Wie widerwärtig er war! Wie häßlich! Ein ekles Gezücht, das man mit der Feuerzange anfaßt, wie eine tote Ratte!

Was wollte er noch? Gehör für seine gemeine Lumperei?

„Nun, so leeren Sie Ihren Kerichteimer schnell noch aus. Ich habe nicht mehr viel Zeit für Sie?"

„Nun! Dafür lassen Sie mich sorgen."

Wieland zuckte verächtlich mit den Achseln. Braune aber fuhr hastig fort.

„Eine unerwartete, aber unbezahlbare Hülfe war mir Wachter, der sich damals offiziell um Elsa bewarb. Ihr Vater begünstigte ihn; denn er war reich, sehr reich. Und Sie blieben immer doch der Protestant, der Fremde. — Sie zogen sich damals auffällig zurück, schüchtern, wie Sie dem schöneren Geschlecht gegenüber eigentlich immer gewesen sind. Es war, als ob Sie meinen Plan hätten unterstützen wollen, unwissentlich natürlich. He! He! . . . Sonst wär's nicht geschehn . . . Wissen Sie, die Dummheit können Sie sich eigentlich nie verzeihen! Weil der Wachter gekommen ist und Elsa, durch die vielerlei Gerüchte stutzig gemacht, nicht mehr so vertraulich mit Ihnen verkehrt, meinen Sie gleich, alles ist aus, und werfen die Büchse in's Korn! Einfach blödsinnig!"

Wieland nagte mit den Zähnen an der Unterlippe. Pah! Mochte jener reden, was er wollte! Der Weg, den er nun einzuschlagen hatte, lag klar vor ihm.

„Das war der erste Reif, der auf Ihre junge Liebe gefallen war," höhnte Braune. „Sie hörten schließlich ganz auf mit Elsa zu sprechen . . . oder umgekehrt . . . Sie wurden finster, melancholisch . . . und eines schönen Tages konnte ich Ihnen die Verlobung mitteilen. Das war eine Überraschung! was?"

Wieland fuhr auf. Nun war es genug! „Wenn Sie diesen Platz nicht sofort verlassen," brachte er zähneknirschend heraus, „so schmeiße ich Sie da hinunter." Er deutete auf die Schlucht.

Braune wich einen Schritt zurück. „Ich will Sie

bald von meiner Gegenwart befreien. Nur ein Wort noch! Ich habe Sie nämlich von Elsa zu grüßen."

Wieland sah ihn fassungslos an: „Sie haben mich von Elsa zu grüßen? ... Was soll das heißen? ... Was wollen Sie? ... Wie können Sie mit Ihren unheiligen Lippen diesen Namen aussprechen, dessen Reinheit Ihnen auf der Seele brennen muß."

„Nur nicht diese sittliche Entrüstung herauskehren! Ich sehe ja doch die Sehnsucht nach dem weichen Munde der Angebeteten in Ihren lüsternen Augen brennen ... Sie wollen sich Küsse von ihr holen ..." — Er konnte seine Erregung nicht mehr bemeistern. Seine Züge waren entstellt. Der Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirn, die Augen glänzten in einem wilden Feuer, er bebte am ganzen Leibe. „Sie wollen das Weib für sich haben, das mein sein müßte, wenn es nach der Größe der Liebe ginge; aber sie will mich nicht ... Hören Sie, sie will mich nicht ... O, ich war bei ihr ... vor drei Tagen ... Ich habe mich ihr zu Füßen geworfen ... ich habe ihr nochmals gesagt, daß ich sie liebe wie ein Wahnsinniger ... daß ich nicht auf sie verzichten kann ... und da ..." er schlug die Hände vor das Gesicht ... „Da hat sie mich hinauswerfen lassen ... wie einen lästigen Bettler ..."

Er gab einen eigentümlichen Laut von sich, der wie Schluchzen klang.

Wieland bebte. Aller Haß in seiner Seele war geschwunden. —

Einen Augenblick herrschte Ruhe. Nur die fernen

Axtschläge drunten im Gemeindewald klangen dumpf durch die winterliche Luft. Und an der Felswand rieselte gelegentlich weicher Schnee wie ein sprühender Wasserfall herab. Wieland wandte sich zum Gehen. Hier hatte er nichts mehr zu suchen. Jener war abgethan.

Er trat auf Braune zu, der den Ausgang von der kleinen Felsenkanzel nach dem Pfade zu versperrte, und suchte ihn, ohne ein Wort, bei Seite zu schieben.

Aber Braune wich nicht. Er hatte die Hände vom Gesicht genommen, das ohne einen Tropfen Blutes bleich und verzerrt dem eines Wahnsinnigen glich.

„Ich habe Ihnen noch den Gruß auszurichten, von dem ich vorhin sprach," sagte er mit düsterer Entschlossenheit. „Ich thue es hiermit. Elsa grüßt sie. Und damit sind wir zu Ende. Denn ich habe mir vorgenommen, mir das Leben zu nehmen. Aber weil ich Elsa Ihnen nicht lassen will, so müssen Sie mitkommen. Jetzt heißt es Sterben!" Und plötzlich warf er sich auf Wieland, der auf einen Angriff nicht vorbereitet war. Wie ein Blitz durchzuckte es ihn: ich will nicht sterben; ich will leben; Elsa ist mein. Er wehrte sich wie ein Verzweifelter. — Aber es war zu spät: er fühlte, wie er Terrain verlor. Mit übermenschlicher Kraft suchte er sich noch einmal vom Abgrund fortzuwälzen; über sich sah er das verzerrte Gesicht des Angreifers, der ihn mit seinem Blick fast hypnotisierte. Und da erlahmten ihm die Kräfte. Es wurde schwarz vor seinen Augen, und ohne einen Schrei, mit schwindendem Bewußtsein, stürzte er, von den pressenden

Armen Braunes umschnürt, in eine Wolke von Schnee und Steinen gehüllt, zusammen mit dem Verderber in die eisige Tiefe . . .

* * *

Als Wieland aus der Bewußtlosigkeit erwachte, dämmerte es schon. — Er lag auf dem Körper des Feindes, der sich nicht mehr rührte. Sein Kopf hing hintenüber. Die Augen waren starr nach oben gerichtet. Nase und Mund besudelte eine Kruste von geronnenem Blut.

Er war tot. — Das also war das Ende!

Wieland schauderte. Eine unendliche Angst schnürte seine Brust zusammen. Er wollte fort von diesem Ort des Entsetzens. Und als er sich langsam aufzurichten versuchte und seine Glieder betastete, um zu fühlen, ob er Verletzungen davongetragen hätte, gelang es ihm schließlich, ohne daß er Schmerzen verspürte, auf die Füße zu kommen. Aber wie hinaus aus dieser Schlucht, deren Wände steil anstiegen und durch herabhängende Eiszapfen noch unpassierbarer wurden, als sie es schon im Sommer sein mußten! Die Höhe, aus der er herabgestürzt war, betrug mindestens 10 Meter. Und da lag der Tote, der im Leben sein größter Feind gewesen war! — -- —

Es war alles still ringsum. Nur unter dem Eise des Baches vernahm er das leise Murmeln des Wassers, das unter seiner kryſtallnen Decke dem Thale zustrebte. — Er rief, aber nirgends eine Antwort. —

— Da beſchloß er, dem Grunde der Schlucht zu folgen, bis er einen Ausweg finden würde. Noch einmal blickte er nach der Leiche zurück; dann machte er ſich auf den mühſeligen Weg. — — —

In ſpäter Stunde fanden ihn zwei Bauern, die vom Wald heimkehrten, in der Nähe des Wirtshauſes bewußtlos am Zaune liegen.

Siebentes Kapitel.

Nach zwei Tagen hatte er ſich ſo weit erholt, daß er daran denken konnte, Kolfuſchg zu verlaſſen. Nun war ja alles gut; nun konnte das neue Leben beginnen, das neue Leben vereint mit ihr, der er ſoviel abzubitten hatte. Sie würde ihm vergeben, ſie hatte es ja ſelbſt geſagt. Ach! wie wollte er ſie in ſeine Arme nehmen! Sie würde ihm folgen. Und er malte ſich die Zukunft aus. Zuerſt mußten ſie Tirol verlaſſen; ſie konnten nach dem Norden gehn; dann mußte die Ehe getrennt werden.

. . . Er lebte in einem Rauſche des Glücks, der ihm jede Minute, die er noch fern von ihr verbringen ſollte, zur Ewigkeit werden ließ.

Aber er konnte noch nicht fort. Die Gensdarmerie war gekommen mit dem Bezirksrichter. Er hatte lange Verhöre zu überſtehen, aus denen er ſchließlich frei

hervorging. Der Spruch lautete auf Notwehr. Es war eben ein Unglücksfall, bei dem ihn keine Schuld traf. Der Tote war schon am Tage nach dem Absturz geborgen worden. Jetzt sollte die Leiche auf Schlitten nach Lorenzen und von da mit der Bahn nach der Stadt gebracht werden. Aber eine Lawine hatte den Weg durch das Enneberg versperrt. Der einzige Ausweg, der offen stand, ging über das Grödnerjoch, und Wieland beschloß trotz des dringenden Abratens des Wirtes sein Glück auf dieser Seite zu versuchen. Er konnte nicht mehr warten. Mit allen Fasern seiner Seele zog es ihn nach der Stadt, und so nahm er am vierten Tag nach dem Absturz in die Schlucht Abschied von seinen Wirten. Die Begleitung eines Knechtes hatte er abgelehnt. Er kannte den Weg ja genau und meinte, daß er ihn auch im Nebel nicht verlieren würde.

Er war fieberhaft aufgeregt. Und ob er auch wußte, daß er einen schweren Weg ging, so fürchtete er doch keinen Augenblick einen Unfall.

Jetzt, wo er durch so gewaltige Leiden sich ein Recht auf das Glück erkämpft hatte, mußte er siegen. Das konnte das Geschick nicht wollen, daß er in letzter Stunde, vor den Thoren der Heimat unterlag, er, der so oft den Tod gesucht und nicht gefunden. —

Es war noch dunkel, als er in die neblige Winterlandschaft hinaustrat. Die Wirtsleute, die ihn trotz seines sonderbaren, manchmal barschen Wesens liebgewonnen hatten, begleiteten ihn noch vor das Haus. Er schüttelte jedem die Hand und versprach, daß er bald schreiben würde. Durch seine Aufgeregtheit hindurch

leuchtete eine tiefe Freude, die auch die Zurückbleibenden mit Hoffnung erfüllte.

Dann ging er. Es herrschte ein dicker Nebel, der ihn schon nach kurzer Zeit den Blicken der Nachschauenden entzog. Beim letzten Hause blieb er stehen und sandte einen schallenden Juchzer zurück, den niemand vernahm; der Nebel verschlang ihn.

Es war nicht allzu kalt; vom Süden kam ein lauer Wind, der Schnee zu versprechen schien.

Der tüchtig Ausschreitende fühlte sich kräftig und leicht. Mut und Zuversicht erfüllten sein Herz.

Der Weg stieg ständig an. Er war so verweht, daß Wieland seine runden Schneereifen an die Füße band.

Er durchschritt einen schütteren Hochwald und kam dann auf die Alm, die zum Joch hinaufführt. Hier sollten die Stangen beginnen, die den Übergang markieren. Der starke Nebel, der immer dichter eindrang, erschwerte die Orientierung. Es war sehr dunkel, trotzdem nun der Tag bereits angebrochen war. — —

Stangen waren nirgends zu sehen. Offenbar lagen sie tief im Schnee vergraben, der an den meisten Stellen haushoch liegen mußte.

Es war kein Laut zu hören. Der Nebel erstickte jedes Geräusch. Die Luft war schwer und wenig bewegt.

Das Terrain stieg stark an. An einzelnen Stellen ragten hohe Felsblöcke aus dem Schnee, selbst bedeckt mit riesigen Schneehaufen.

Wieland mußte seiner Berechnung nach bald die Höhe erreicht haben; er war schon über zwei Stunden unterwegs.

Doch es verging abermals eine lange Zeit, und noch immer mußte er steigen. Er wunderte sich nicht allzusehr, weil er sich sagte, daß die tiefen Schneemassen den Marsch trotz der Schneeschuhe verzögerten.

Er hatte sich in Schweiß gearbeitet und suchte einen geeigneten Platz zu einer kleinen Rast. Bei einer Erhöhung, die wohl einen im Schnee vergrabenen Heustadel bezeichnete, warf er den Mantel auf den Boden und setzte sich. Er aß etwas kaltes Fleisch und trank einen Schluck von dem Thee dazu, den er in der großen Feldflasche bei sich führte.

Einmal glaubte er in der Ferne den Schrei eines Vogels zu hören. Dann war alles wieder still.

Er dachte an die Zukunft und malte sich den Moment aus, wo er vor sie hintreten und sie bitten würde, alles zu vergessen und ihm zu folgen.

Ein glückliches Lächeln zog über sein Antlitz. —

Dann machte er sich wieder auf den Weg. Es ging immer noch steil aufwärts.

Auf einmal war er vor jähen Felsen. Er suchte ihnen nach links auszuweichen; aber die Felswand nahm kein Ende. Nun versuchte er es auf der andern Seite; aber auch hier kein Ausweg.

Doch das erschreckte ihn nicht. Er war mit der Gegend vertraut und nahm daher an, daß er schon unten, bald nachdem er den Wald verlassen, zu weit gegen die Rotspitzen abgekommen war. Es galt also

umzukehren und dann noch einmal in der Richtung nach links zu versuchen. Der Kompaß sollte jetzt helfen.

Zurück also über die steilen Schneefelder! — Die Raststelle, von wo er wieder ansteigen wollte, war nicht zu finden.

Der Nebel wallte immer dichter herein.

Er versuchte jetzt geradeaus das Joch zu erreichen. Wenn er erst oben war, hatte er gewonnenes Spiel.

Aber die Neigung des Bodens nahm eher noch zu. Er erinnerte sich nicht auf dem ganzen Jochwege an irgend einer Stelle so steile Halden gesehen zu haben. Vielleicht war er auf das Gerölfeld hinaus gekommen, das sich unter den Felsen der Meisules hinzog. War das der Fall, so brauchte er einfach gerade hinüber zu traversieren, um dann die obersten Gründe des Gröbnerthals zu erreichen.

Er stieg noch ein Stück und kam an schwarze, senkrechte Felsen heran, in deren Runsen Eisadern niedergingen.

Da stand er im Nebel vor unpassierbarer Felswand. Wenn er sich umdrehte und sich an die jähe Mauer anlehnte, so sah er in's Bodenlose hinaus. — Der Hang unter ihm verschwand im dicken Nebel, der von unten hereinzuwallen schien.

Es begann in großen, schweren Flocken zu schneien. Der Wind hatte ganz aufgehört.

Das Gefühl schlimmster Einsamkeit und Verlassenheit, das sich schon einmal bei dem Verirrten für Momente gemeldet hatte, drang in verstärktem Maße auf ihn ein. Er gestand sich, daß er nun die

Orientierung völlig verloren. Er konnte an die Rotspitzen, ebensogut aber auch ganz unter die Südwände des Sellastockes geraten sein. Eine Aufklärung war nur durch einen Zufall oder durch das Verschwinden des Nebels zu erwarten. Beides konnte er nicht erhoffen. Er war also auf die eigne Überlegung angewiesen und nahm noch einmal Karte und Kompaß zur Hand. In Gedanken suchte er sich den Weg zu rekonstruieren, den er gemacht haben konnte. Er war bald anfangs zu weit nach rechts geraten, war dann umgekehrt, um zuletzt zu sehr nach der entgegengesetzten Seite abzuirren. Demnach mußte er also doch an der Meisules sein und brauchte nur gerade hinüber zu wandern um Gröden zu erreichen.

Das Gefühl der Zuversicht in seinen Stern kehrte wieder, als er so seinen Plan gemacht hatte. Er fühlte sich leicht und ausgeruht und wanderte mit dem Kompaß in der Hand in die dichte Nebelwand hinein, die vor ihm und um ihn überall gleichmäßig sich ausdehnte.

Das Terrain senkte sich und stieg dann wieder an; auf einmal stand er an einem Abgrund, der ihn sofort gänzlich verwirrte, denn er sah, daß er sich in ganz anderer Gegend befinden mußte, als er angenommen. Diesen jähen Absturz kannte er nicht. Er konsultierte wieder die Karte. Da waren wohl derartige Abgründe verzeichnet; über dem Langenthal drüben; aber da konnte er doch unmöglich sein!!

Er beugte sich etwas vor. Die Felsen stürzten senkrecht ab und entzogen sich dem Blicke bald im

dichten Nebel, der wie aus einer Feuerstelle herauf-wogte.

Er suchte nach einem Stein, und mußte lang im Schnee herumgraben, bis er endlich einen kleinen morschen Felszacken losbrechen konnte. Den warf er hinunter. Er hörte ihn einmal auffallen, dann noch einmal; dann wurde es still . . . nach ein paar Augenblicken, die ihm lang erschienen wie ein Sommertag, drang ein leiser Donner herauf, der rollend verhallte.

Es mußte ein sehr tiefer Abgrund sein.

Da wurde er mutlos. Es war 2 Uhr geworden, und noch immer zeigte sich kein Ausweg.

Er beschloß nun einfach abwärts zu gehen, solange bis er ein Thal erreichte; irgendwohin mußten ja diese Hänge doch führen.

Er fühlte sich ermüdet, und eine bange Sorge hatte sein Denken umgarnt.

Der Schnee fiel ruhig und gleichmäßig weiter. Am Himmel zeigten sich hier und dort lichte Stellen. In der Höhe mußte eine stärkere Luftströmung gehen; vielleicht daß diese die Oberhand bekam und den Nebel vertrieb, der alle Orientierung unmöglich machte.

Einmal zerriß über ihm der Schleier, und er sah einen weißen Felszipfel, den er in der Geschwindig-keit nicht gleich zu erkennen vermochte. Der Vorhang hatte sich zu schnell wieder zugezogen.

So ging er vorsichtig abwärts. Plötzlich bekam er einen Stoß, rutschte aus und schoß einige Meter im tiefen Schnee hinunter, um dann in einer kleinen Mulde mit der Lawine, die sich um ihn gebildet hatte,

zur Ruhe zu kommen. Er war wohl auf einen im Schnee verborgenen Stein getreten.

Er raffte sich aus der Grube heraus und versuchte sich aufzurichten; aber da versagte der rechte Fuß den Dienst; er vermochte ihn nur unter großen Schmerzen aufzusetzen.

Da beschloß er zu rasten und etwas Fleisch zu essen, um neue Kräfte zu schöpfen.

Der Schnee fiel lautlos aus dichtem Nebel hernieder.

Es wurde kälter, und die Vorräte wollten nicht munden. Er versuchte einige Bissen; aber er hatte einen eigentümlichen faden Geschmack auf der Zunge.

Da packte er den Rucksack wieder zusammen und richtete sich auf. Der Fuß schmerzte stark; wenn er ihn aber leise aufsetzte, so ging es grade noch.

Es war die höchste Zeit, daß er bewohnte Stätten erreichte; denn es mußte bald dunkel werden. Und die Nacht konnte er keines Falls im Freien verbringen.

So hinkte er langsam und mit unendlicher Vorsicht abwärts über den im Nebel verschwimmenden Hang.

Es kamen ebene Stellen; dann mußte er wieder aufsteigen, dann ging es abwärts und wieder aufwärts; so vergingen bange Viertelstunden. Der Fuß schmerzte immer stärker. Er sagte sich, daß er verloren sei.

Endlich kam er wieder an überhängende Felsen, die einen wenn auch geringen Schutz gegen den unaufhörlich fallenden Schnee zu bieten versprachen.

Er setzte sich und zog den einen Stiefel aus. Dann räumte er den Rucksack leer und steckte die

Füße hinein. Nun deckte er sich mit dem großen Mantel zu und legte sich hin. So spürte er die Kälte nicht und fühlte sich ganz behaglich.

Der Nebel war dichter geworden und hatte einen grauen Ton bekommen, der die Nacht ankündigte.

Es war so unendlich still, daß der Verirrte sein Herz pochen hörte. Traumhafte Vorstellungen kamen und gingen. Er fühlte einen Druck auf seinen Augen, dem er nicht widerstehen konnte.

Ein leiser Wind hatte sich aufgethan und sang in den Felsen. Er vermeinte ein fernes Klingen zu hören, das immer stärker wurde. Jetzt war es eine deutliche Melodie, schmeichelnder Walzertakt; er sah Lichter und wiegte sich im Tanz. In seinen Armen lag ein wonniger Mädchenleib. Er flüsterte Liebesworte und hörte ihre süße Stimme. Er war warm und geborgen. —

. . . Ein Stampfen und Tosen! Rauschen von Bergwassern! Fernes Knattern!

Da fuhr er auf und horchte hinaus. Nichts! Ringsum die ewige Stille der Winternacht. — Es war dunkel geworden. Der Schnee fiel immer noch; der seine Füße bergende Rucksack, der außerhalb des schirmenden Felsüberhangs lag, war mit einer dichten weißen Decke belastet.

Und der verletzte Fuß schmerzte. Da zog ein unendliches Grauen in sein zagendes Herz. Jetzt war er verloren. Er sollte sie nicht wiedersehen, die ihm eben noch der Traum in die Arme gelegt. Er hatte verspielt. Und es erfaßte ihn Todesangst. Die Kälte

der Schneenacht drang auf ihn ein und ließ ihn erbeben.

Aber nein! nein! so leicht gab er sich nicht verloren! Noch einmal mußte er versuchen, einen Ausweg zu finden.

Er suchte sich aufzurichten, knickte aber sofort wieder ein. Der Fuß war angeschwollen und versagte völlig. Da beschloß er sitzend den Hang hinabzufahren. Es ging eine Strecke lang ganz gut; dann aber wurde die Neigung geringer und hörte schließlich ganz auf. Er versuchte es nach einer anderen Seite. Aber überall gingen die Hänge in die Höhe. Er war gefangen, in einer weiten Mulde; — — das war das Ende. — —

Und auf einmal wurde es ihm ganz fröhlich um das Herz. Der Tod schien ihm licht und befreiend und ohne Schrecken.

Er hüllte sich in den Mantel, legte den Rucksack unter den Kopf und schloß die Augen.

Auf seinem Gesicht fühlte er die weiche Berührung der fallenden Flocken wie eine Liebkosung. Es war, als ob eine zarte Mädchenhand ihm über die Wange striche. Die Kälte seines Lagers wich bald einem angenehmen Gefühl der Wärme.

Er dachte an vergangene Tage des Glücks und lächelte: wie ist doch das Sterben so leicht! Kein Schmerz, kein Kälteschauer unterbrach seine Träume. Nur auf dem verletzten Fuß fühlte er einen dumpfen Druck.

Und plötzlich sah er die Tage der Kindheit vor

ſich; ein Brunnen war da und ein großer Baum, in deſſen Zweigen die Vögel ſangen! Der Himmel blau, die Berge in grüner Pracht! —

Und das blutbefleckte Geſicht des Mannes, der ihm an's Leben gewollt und ſelber untergegangen war, tauchte auf; aber es flößte ihm jetzt keinen Schrecken mehr ein.

Der Tote lag da in ein weißes Lacken gehüllt; nur der Kopf war frei. Und eine große, metalliſch glänzende Fliege kroch auf dem ſtarren Antlitz herum, und durch die kleinen, mit Moos gegen die Kälte verwahrten Scheiben fiel ein trübes, kaltes Licht in die niedrige Stube.

Und der Tote bewegte ſeine rechte Hand und hob ſie langſam, wie beſchwörend auf.

Und wieder andere Bilder kamen und gingen: die Sennhütte im Sommerſonnenſchein, die Felſen des Langkofel, ein Karren, von einem weißen Pferde gezogen, dem ernſte Männer mit entblößtem Haupte folgten.

Und ſiehe! ein Geſicht mit blauen, lachenden Augen beugt ſich über ihn. Er fühlt den leiſen Druck eines Kuſſes auf ſeinem Mund. In den Ohren ein verworrenes Rauſchen.

Dann das Nichts . . .

Ende.

Verlag von **Alfred Janssen** in Hamburg.

Wir Deutschen haben nicht viele Bücher, deren eigentliches Wesen sich in der Feinheit ihrer Seelenschilderungen bethätigt; wir haben wenige Dichter, die gerade diese Schönheiten zu bilden streben, wir haben wenige Leser, die nach ihnen suchen. Auch da, wo wir nicht vom stofflichen Interesse, sondern vom künstlerischen bewegt werden, d. h. von dem Wunsche, das Leben von innen zu sehen, lieben wir selten die „leisen" Bücher, die ungestörte volle Hingabe erheischen. Aber es *sind* doch unter uns Männer und Frauen, die nach solchen leisen Büchern verlangen. Ihnen empfehlen wir hiermit eines: *Gustav Falkes* „Mann im Nebel", bei A. Janssen in Hamburg erschienen.

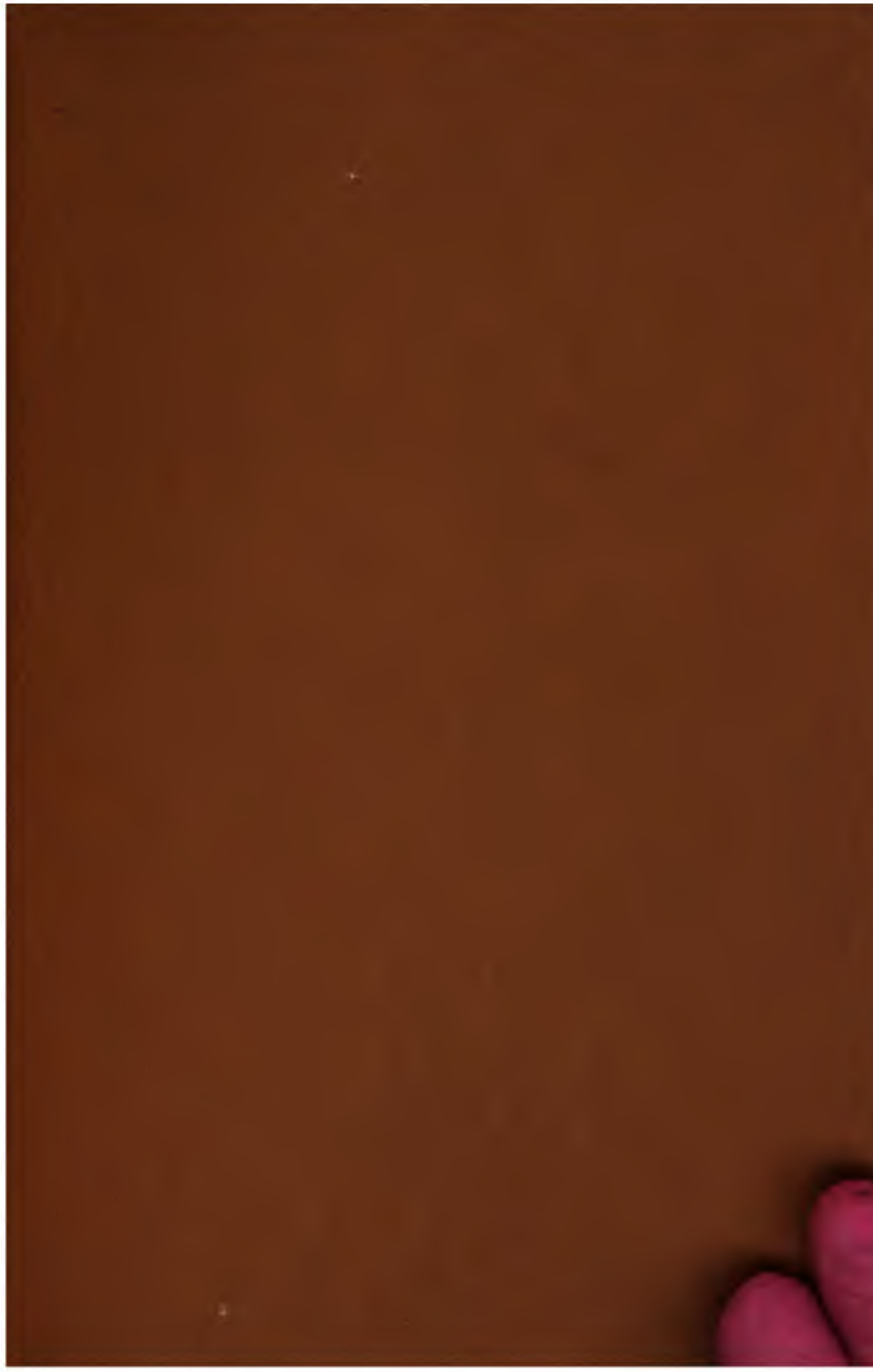
Der Kunstwart. Nov. 1900.

Romane und Erzählungen von Gustav Falke:

Aus dem Durchschnitt. Roman. 2. Aufl. Geb. 3 Mk. Geh. 2 Mk.

Der Mann im Nebel. Roman. Geb. 3 Mk.

Harmlose Humoresken. Geh. 1 Mk.



3 2044 050 825 769

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

WIDENER

WIDENER

FEB 1 0 2001

FEB 1 7 2001

BOOK DUE

CANCELLED